

Die illustrierte Zeit

früher: Illustrierte Frauen-Zeitung

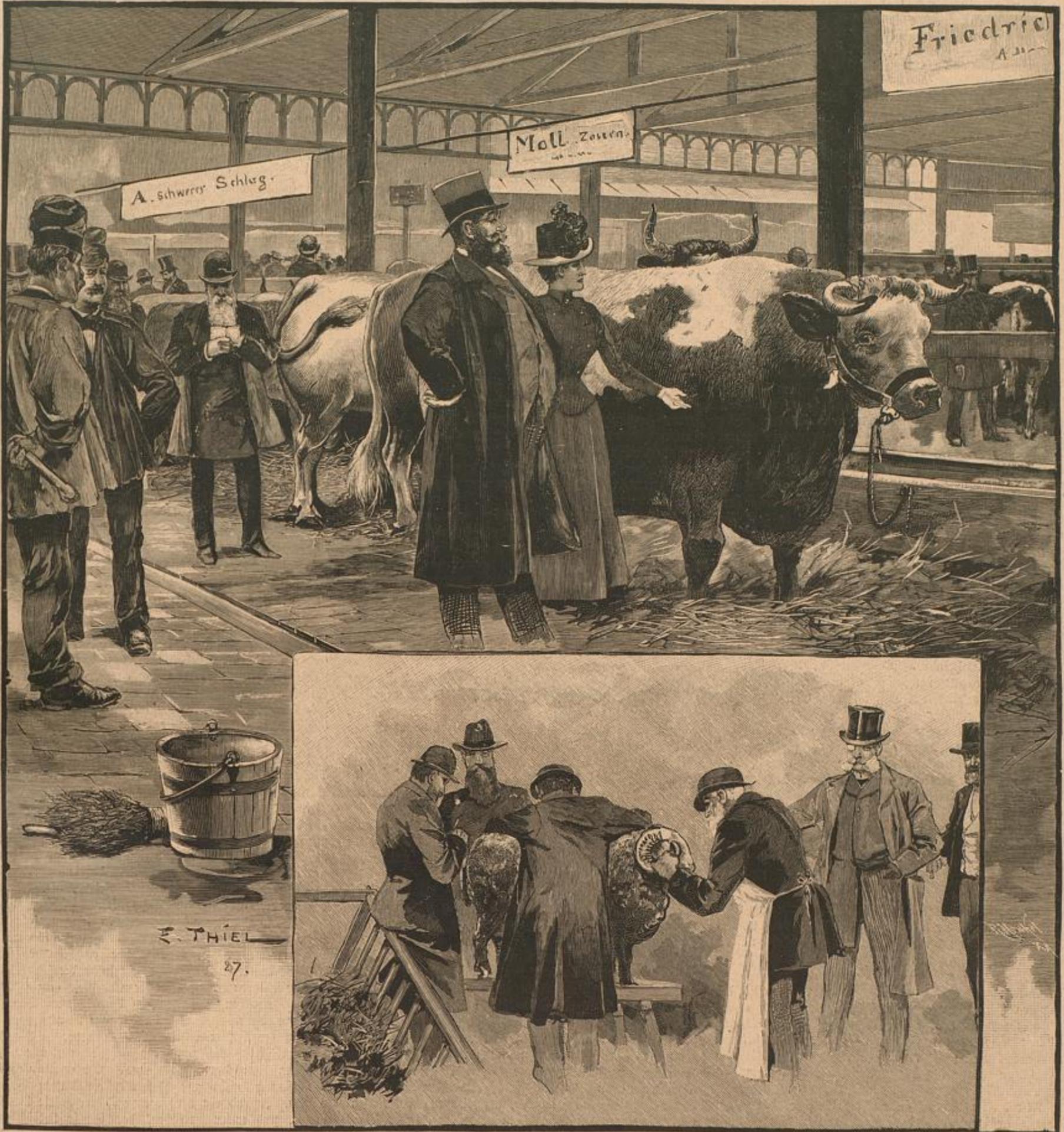
Nr. 18.

Wöchentlich eine Nummer.
Vierteljährlich 2 1/2 M.

Berlin, 29. Mai 1887.

Große Ausgabe mit Supplement
und allen Kupfern: 4 1/2 M.

XIV. Jahrg.



Die Mastvieh-Ausstellung auf dem Central-Vieh Hofe in Berlin. Von Ewald Thiel.

Die Mastvieh-Ausstellung, welche am 11. und 12. Mai auf dem Central-Vieh Hofe stattfand, war eine der größten, die Berlin je gesehen. Im Ganzen waren von 167 Ausstellern 1205 Thiere ausgestellt, darunter 539 Stück Rindvieh, 102 Schafe, — ein beträchtlicher Theil der für die Ausstellung bestimmten Thiere dieser Art war auf dem Transport durch einen Eisenbahn-Unfall verunglückt, — 264 Schweine u. s. w. Mit dieser Schau von Mastthieren war auch

eine Ausstellung von Maschinen verbunden, die, von achtundachtzig Firmen besetzt, eine Menge neuer und practischer Maschinen anwies. Es gelangte eine große Anzahl von Preisen seitens des landwirthschaftlichen Ministeriums, der Landwirthschafts-Vereine, wie der Stadt Berlin zur Vertheilung. Die große goldene Staats-Medaille, für die beste Leistung in der Aufzucht von Schweinen bestimmt, wurde allerdings nicht zuertheilt, da diese Vertheilung

der entsprechenden Leistung entbehrte. Für die Stadt Berlin hatte die Ausstellung wieder den Erfolg, daß in den Schaukästen zahlreicher Fleischhändler die Prachtschlacke der preisgekrönten, ihrem Ruhme zum Opfer gefallenen Mastthiere ausgingen. Unser Bild zeigt oben den mit der goldenen Kathufius-Medaille und dem Ehrenpreise der Stadt Berlin gekrönten Preis-Ochsen, unten die Prüfung eines stattlichen Hammels auf seine Preis-Würdigkeit.

Nachdruck verboten.

Im Dome zu Girgenti.

Novellette von S. Palmé-Payssen.

Bravo, bravo, Signore!" hallte es von allen Seiten einem jungen Manne entgegen, welcher soeben unter eigener Lebensgefahr den Fluthen des Fiume San Biagio, der in weitem Bogen das alte, hoch am Felsen hängende Girgenti umschließt, ein Opfer abgerungen. Das sonst seichte Gewässer hatte ein jäher Gewitterregen hoch anschwellen, reißend und rauschend gemacht, und es war dadurch dem Uebermuth eines Knaben, der sich mit einem beschädigten Kahn darauf gewagt, verhängnißvoll geworden. Von wimmelnder Volksmenge umgeben, die dem ganzen Vorgange gespannt, aber doch müßig zugeschaut, wurde der armen Frau das Kind in die zitternden Arme gelegt; der Retter schüttelte sich aus dem braunen Haare die Wassertropfen, zog den abgeworfenen Rock über die triefende Kleidung, suchte nach seinem Hute, der indessen weit hinten auf dem Wasser dem Meere zuschwamm, und bahnte sich nun schnellen Schrittes einen Weg durch den Menschenhaufen, um endlich der allgemeinen Beachtung, den lebhaften Dank- und Freude-Außerungen zu entgehen.

Dies gelang ihm freilich nicht sogleich. Als seine schlankte Gestalt von der Steinstraße, die sich von Girgenti bis Porto Empedocle zum Meere hinzieht, abbiegen wollte, hörte er plötzlich seinen Namen und einen so herzwarmer, freudigen Gruß, daß er sich verwundert umschaute und nun unfern eine Equipage bemerkte, aus der sich eine graulockige Dame herausbog. Ein jähes Roth flammte in seinem bärtigen Antlitz auf. Die freundliche Matrone mit dem feinen, klugen Gesichte schien ihm ebenso genau bekannt zu sein, wie jene junge Sizilianerin, die in schwarzem Spitzenkleide, welchen Granaten im Haare zusammenhielten, neben derselben im Fond lehnte. Unter hellseidenen Sonnenschirmen waren ihm die Gesichter beider Damen zugewandt.

"O, Signore Enrico," rief die Ältere, mit dem lebhaften Mienenpiel der Südländerin, "wir haben dem ganzen aufregenden Vorgang zugeschaut, dem Umsturz des Nachens, Ihrem rasch entschlossenen Handeln, Ihrem Ringen mit dem Sie umklammernden Knaben. Wir haben uns unaussprechlich geängstigt um unsern lieben, tollkühnen Freund."

"Wirklich, Signora?" Es klang mehr Spott, als Zweifel heraus. Das blaue Männerauge richtete sich mit festem, forschendem Blick auf die junge Schönheit im Wagen: ein erblaßtes, stilles Gesicht, in dem für den Augenblick nichts zu lesen war, denn über die dunkle Pracht der Augen hatten sich bei dem Blick und dem Tone des Redenden schnell die Wimpern gesenkt.

"Wie können Sie zweifeln?! Wir vergessen diese Minuten der Angst, die uns Ewigkeiten dünkten, im Leben nicht. Nun aber herzlichen Glückwunsch zu dem Vollbringen Ihrer edlen That!"

"Ah, Signora," wehrte er ab, "Sie rechnen mir die einfache, natürliche Handlungsweise, dem Impulse des Augenblickes entsprungen, allzu hoch an. Ein Jeder hätte wie ich gehandelt. Daß ich der Erste gewesen, danke ich dem Zufall."

"Ei ja, und während sich der Eine und Andere am Lande besonnen hätte, wäre das Kind ertrunken. Natürlich! Und daß sie als ungeübter Schwimmer nicht sammt demselben untergegangen, mögen Sie dem San Gregorio della Rapa danken, dessen Namenstag wir heute feiern. Aber an Wunder und Heilige glauben Sie ja nicht, Unverbesserlicher!"

"Ich glaube," entgegnete Enrico mit einem lustigen Spottlächeln, "daß ich augenblicklich in meinen durchnähten Kleidern eine höchst trübselige und klägliche Figur mache."

"Cielo, Sie werden sich erkälten! Beeilen Sie sich, die Kleider zu wechseln. Hoffentlich darf Annita Sie morgen, ohne nachtheilige Folgen dieses unfreiwilligen Vades, zur Unterrichtsstunde erwarten."

"Ohne Zweifel, Signora."

Enrico machte eine Bewegung zum Gruß, aber die Signora hielt seiner erhobenen Hand lachend die ihrige entgegen und rief: "Ja, ja, Ihren Hut haben Sie eingebüßt; Sie müssen sich nun mit freundschaftlichem Händedruck verabschieden."

"Dann würde ich Sie kennzeichnen, Signora."

"Mit Wasserfarben! Ei, sind Sie nicht ein pittore?"

Mit diesem Scherz endete die Unterhaltung. Die Damen grüßten, und der Wagen nahm seinen Weg weiter. Der deutsche Maler Signore Enrico, wie ihn die Matrone genannt, blickte dem Gefährt einige Secunden mit fest zusammengepreßten Lippen und tief verdüsteter Stirn nach. Ueber der zurückgeschlagenen Wagendeckel ragte, eben noch sichtbar, der feine Mädchenkopf hervor. Das Sonnenlicht ließ den Purpur der Blumen weithin leuchten; des jungen Mannes Lippen kräuselten sich zu bitterem Lächeln.

"Sie ist so schön und klug," murmelte er, "und so kalt und voller Hochmuth und Unnahbarkeit, daß man sie lieben und hassen muß, immer zur selben Zeit. Hätte sie ein Herz, heute, zu dieser Stunde hätte sich's verrathen, und sie blieb stumm und kalt, wie immer."

Er warf den Kopf mit einer heftigen Bewegung auf, und ganz hingegenommen von seinen bitteren und gekränkten Empfindungen, die selbst das eben glücklich bestandene und glückserregende Ereigniß nicht verschrecken konnte, wanderte er längs der grünenden Gärten dahin, dann den einsamen Hohlweg, der auf hügeligem Terrain, langsam aufsteigend, zur Tempelhöhe führt, in eine Region feierlichster Einsamkeit und Verlassenheit. Denn es giebt nichts trostlos Einsames, als sizilische Tempelruinen. Freilich auch nichts Schöneres, als diese Prachtbauten hellenischer Kunst, diese Reihe dorischer Tempel der uralten Felsenstadt Agrigent, die Pindar „das Auge Sicilia's" genannt, und das jetzt, von ödem grauen Horst herab, aus faltenzerrissenem vergrüntem Antlitz, weß und glückverlassen, niederblickt auf die Stätten seiner zerstörten Jugend, die nichts Anderes, als die Trümmer der Erinnerung in's Alter hinübergerettet haben.

Den Felsabstürzen und labyrinthischen Zerklüftungen, die hinter den langgedehnten Hügeln der Tempel, der einstigen lebenerfüllter Weltstadt natürliche Mauern bilden, konnte freilich kein Ragen der Zeit, kein Feindeshaß, keine Erderschütterung schaden. Unverändert, machtvoll und groß umschließt der Felsenwall noch heute die öden Gefilde. Aber dort, wo die Arme des Fiume San Drago und Biagio einst die luftberauschten Vorstädte umschlungen, wo der Bürger in Purpurgewand auf milchweißen Rossen oder in Wagen von Elfenbein und Gold die Straßen durchzog, die Mägde in Silber-Eimern das Wasser trugen, wo Paläste und Villen in strahlender Pracht von felsigen Hügeln niederleuchteten in ein Tiefthal fruchtbarster Fluren bis zum fernen Meeresstrande, breitet sich jetzt menschenleer und öde eine trümmervolle, klassische Bildniß aus, auf der jede zur Erde gesunkene Säule, jede zerrissene Mauer und zusammengestürzte Caryatide ein melancholisches memento mori predigt.

Nur das Meeresufer zeigt noch Gärten und Weingefilde; sie bilden einen immergrünen Saum zu der fernen Hochburg auf dem Klippenriff, zu den „heiligen Hüttern", den leuchtenden Griechentempeln, die heute noch mit demselben Entzücken von dem Seefahrer begrüßt werden, wie einst vom Karthager, wenn er die Wüsten verlassen und über das Meer zur sizilischen Küste steuerte.

Auch den deutschen Künstler, der jetzt gesenken Hauptes, gedankenverloren, an ihnen dahin schritt, hatten sie herübergelockt aus dem nahen Italien. Aus den Tagen aber, die er hier zu verweilen gedacht, um Skizzen und Studien zu machen, waren Monate geworden, ein ganzer Frühling, der auch in sein Innenleben hineingeleuchtet und dort einen Venz der Liebe mit all dem süßen Drangsal, dem Sturm und Sonnenschein wachgerufen, ohne den Früchte nicht zeitigen.

Nun, diese Stunde hatte ihm gezeigt, daß seine Liebe nichts Anderes, als eine taube Blüthe gewesen, unter dem Kuß der Sonne zaubernd schnell emporgeblüht, dann verschmachtend nach Thau und Frische, verjengt, verdorrt, eine Blume, an der es nichts zu zeitigen gab. Sie hätte nicht ruhiger und unbewegter dreinschauen können, die schöne Tochter des deutschen Consuls, nachdem sie eben Zeugin gewesen des Vorganges, bei dem er fast sein Leben eingebüßt. Sie blieb eine kalte, gefühllose Schönheit, an der es nichts mehr zu enträtheln gab. Nun wohl, besser die Gewißheit, als eitles Hoffen und trügerischer Wahn, der ihm so viele quälende Stunden bereitet hatte.

Sein Entschluß war schnell gefaßt; die Welt blieb groß und schön, und die Kunst eine ewig treue Geliebte, wenn er vergessen gelernt, wenn ihn die Ferne aufgenommen haben würde.

Sein stilles Künstler-Asyl war bald erreicht, dort, wo sich an der Südmauer der hochgelegenen Stadt das Convento di San Vito erhebt, ein alter Delbaum schattend seine Zweige über ein Steinhaus breitet.

Er vertauschte die feuchte Kleidung mit einem hellen Reise-Anzug, trank, da ihn fröstelte, in schnellen Zügen einen feurigen Wein und packte mit überhastigen Bewegungen und einer Art zornigen Ingrimmes seine Habe zusammen. Endlich fertig mit allen Reise-Vorbereitungen, freier aufathmend, verweilte er einen Augenblick mit gekreuzten Armen am niedrigen Fenster seines Zimmers. Die Strahlen der niedergehenden Sonne fielen vereinzelt durch das Geäst des Baumes auf sein ausdrucksvolles Antlitz. Es war nicht schön zu nennen, dieses Männergesicht, es entbehrte aller Regelmäßigkeit. Nase und Kinn waren allzu kräftig ausgebildet zu dem feinen Obertheil, der mit seiner interessanten, klaren Stirn, von der die Haare ungeschickelt, reich und dicht nach hinten fielen, unverkennbares künstlerisches Gepräge

trug. Darunter blickten blaue Augen in die Welt, die jeden leisesten Wechsel der Empfindung zurückstrahlten, eine ganze Farbenscala durchliefen unter dem Eindruck lebhaften Fühlens. In diesem Augenblicke, erfüllt von dem Bewußtsein, zum letzten Male von dieser Stätte aus die Sonne versinken zu sehen, blickte der junge Künstler mit der ganzen ungeschwächten Empfänglichkeit für Natur-Schönheit auf die in Licht gebadete Landschaft.

Wer Girgenti kennt, weiß, welchen Zauber solch ein Ausblick von der Höhe aus gewährt! In großen Linien, in zerklüfteten Felsenhügeln und Klippen senkt sich die gewaltige Schiefebene des alten Agrigent zuletzt jäh und schnell dem Meere zu. Malerische Höhen umschließen, einem Gürtel gleich, ein Dreieck, dem der hoch aufsteigende, von der Empedocleischen Senkung durchbrochene Felskamm seine breite Basis giebt. Auf Hirtenpfaden, zwischen durcheinander gewälztem Gestein und Trümmern, ragen Pinien auf, wilde Olivenbäume, grüner Cactus und Aloe, eher Bäumen als Sträuchern gleichend, ihre fast zwanzig Fuß hohen Blumenschäfte über die einsamen Ruinen breiten, beglänzt von einer Abendsonne, die weite Fernen so nahe rückt, daß im bläulichen Dufte die Insel Pantellaria dem Auge sichtbar wird. Immer aber wieder sind es die hellen Gestalten der Tempel, zu denen sich der Blick zurückwendet, die wie weiße Schwänenleiber aus regenbogenfarbenerm Untergrund ihre schlanken Glieder in die Höhe recken. Denn gleich wie zorgende Menschenhand die Gräber der Lieben zu schmücken pflegt, so hat die Natur hier in buntester Farbenpracht verschwenderisch ihre Blumen ausgestreut und die gebrochenen Leiber dieser gefallenen Größen liebevoll damit umgeben.

Der junge Künstler raffte sich aus seinem Sinnen auf. Ehe er morgen in frühesten Stunde schied, wollte er noch einmal die Wege wandeln, die ihm so holde und schmerzliche Erinnerung hinterlassen. Er wanderte von Tempel zu Tempel; liebe Freunde waren sie ihm geworden, die er alle zu nennen wußte, zwischen denen er, o, wie oft, an der Seite des klugen Mädchens dahin geschritten, lauschend auf die verständige Rede ihres Mundes. In diesem klassischen Todtenreiche war ihm dann um so reizender ihre schöne, lebenswarme Gestalt erschienen, die er sich heute nicht anders, denn als Statue in die hellenischen Tempel hinein zu denken vermochte, als herrliches Kunstwerk eines Zeuxis, der nach den fünf schönsten Jungfrauen Agrigent's seine Juno gemalt. Ja, für den Pinsel und Meißel hatte die Natur diese kalte Schönheit geschaffen, für die Liebe gewiß nicht, da Hochmuth und Kälte vor der Thür ihres Herzens Wache hielten. Denn in stolzer Bescheidenheit hatte er es verschmäht, kund zu thun, daß er daheim im deutschen Lande ein reiches Besitzthum habe, daß Talent und Genie ihm in der Welt einen Namen gegeben. Ohne Mammon und Ehren zu leicht in der Waage der Liebe befunden, — wohl, so mochte ihm Signora Annita's Herz verschlossen bleiben!

Also grübelnd, in tropischer Herzenszerrissenheit, hatte er wohl eine Stunde unter den Ruinen zugebracht, zuletzt auf Hirtenwegen, an Gärten und niedrigen Steinhäusern vorbei, die Höhe, die engen, glatten, hügeligen Straßen Girgenti's erreicht, auf denen das Volk sein geschäftiges, lautes Wesen trieb. Von Norden, an der äußersten Grenze der Stadt, ragte der alte, unvollendete Thurm des Domes über die Häuser hinweg. Dorthin lenkte er die Schritte. Jener heilige Raum war ja die Stätte, wo er die junge, für die Kunst begeisterte Sizilianerin zuerst gesehen. Heute herrschte hier tiefste Stille; die verglühende Sonne warf Purpurschein durch die hohen Bogenfenster, auf Gänge und Sitze, auf geschnitzte Altäre und von grüner Leinwand bedeckte Heiligenbilder. Der alte, berühmte Marmor-Sarkophag neben den beiden ersten Säulen des weiten Kirchenschiffes erhielt eine fast magische Beleuchtung. Niemals hätten die in Marmor gemeißelten Gestalten darauf plastisch so wundervoll hervortreten können, als eben jetzt, wo das Licht der Sonne weich und glänzend auf ihren Formen ruhte, ihnen Leben einzuhauhen schien. Dieses Meisterwerk griechischer Sculptur, die Hippolythus-Mythe in ihren ergreifenden Szenen, diese einzig schönen Relief-Darstellungen hatten ihn damals zum Dome gelockt, zu eben der Stunde, da Signora Annita, ganz vertieft in die fleißige Arbeit, mit dem Stifte in der Hand davorgeseßen. Die zur Erde gefallenen Zeichenblätter, alle denselben Gegenstand behandelnd, verriethen es, daß die Copien nicht zur Zufriedenheit hatten gelingen wollen. Jrgend ein verborgener Fehler störte die Harmonie, und unter Erröthen, das ihr so lieblich stand, hatte sie sich Rath und Hilfe gefallen lassen. Und dort auf dem Kranzgesims des Hochaltars, — Enrico lenkte seine Schritte dahin, — von dem man die ganze Weite des großen Kirchenschiffes mit dem Blick erfassen konnte, hatte sie ihm, klug, wie sie zu reden verstand, von dem Dom und seiner Vergangenheit erzählt und ihn zum Bilde der Madonna Guido Reni's geführt.

Es trat Alles so lebensvoll in sein phantastie-

bewegtes Denken, daß er zu hören und zu sehen glaubte, was längst wie ein Traum dahingeschwunden. Aber horch, was war das? Hörte er nicht wirklich eine Stimme, ihre Stimme, die im Tone sanften Moll-Accorden glich? Ein Flüstern traf sein Ohr, weich, innig, in jedem Worte verständlich:

„Heilige Jungfrau, Dank für die Hülfe, für die Rettung des Heißgeliebten, den die Fluthen verschlungen hätten, wenn Du, Maria, ihn nicht in Deine schützenden Arme genommen . . .“

Der junge Maler griff sich verwirrt an die heiße Stirn. Vernahm er Geisterstimmen? Er hörte, ohne zu sehen. Verwirrten Fieberträume, Folgen des kalten Wassers, in das er sich zur Rettung eines Menschenlebens, glühend erhitzt vom Wandern, ohne Bedenken hineingestürzt, sein klares Denken, oder wirkte der schnell genossene Wein auf sein erregtes Gemüth? Er beugte sich weit über die Brüstung des Gesimmes, um auf den Altar zu blicken; nirgends war eine Betende, nirgends ein menschliches Wesen zu entdecken. Und doch ganz deutlich, ganz vernehmlich klangen wieder die Worte an sein Ohr: „O Jungfrau, Gebenedeute, erfülle meines Herzens Sehnen und Flehen! Gib meiner tiefverschwiegenen Liebe ihre Erfüllung, bewahre mich vor dem Weh der Entsagung . . .“

Des Künstlers Augen flammten auf. Was für Worte waren das! Nach so schmerzlicher Entsagung was für Zukunftsverheißungen, von einer Stimme geflüstert, die er unter Tausenden heraus erkannt haben würde.

„Bin ich krank oder närrisch geworden?“ flüsterte er. „Beim San Gregorio, die alte Signora sollte Recht bekommen, wenn sich bewahrheitet, was mich hier wie ein Wunder berührt.“

Und fieberhaft erregt, horchte er wieder, den Athem zurückhaltend, jeden Nerv anspannend zu äußerster Thätigkeit, während sein Blick scharf, durchdringend der Richtung zugewandt blieb, aus der die Stimme ertönt war. Doch vergeblich; Alles blieb still, und das rosig Abendlicht, das alle Gegenstände märchenhaft schön überglühte, vermochte nicht das Geheimniß zu erhellen.

Es duldete den Erregten nicht mehr auf dem Chor. Er durchschritt die ganze Kirche, spähte in alle Winkel und Nischen, umging jede Säule, den Sarkophag, durchforschte alle Plätze und Ecken, ohne den mindesten Erfolg. Und doch, Gewißheit mußte er sich schaffen. Der Weg zum Hause des Consuls an der Steinstraße, nahe dem Molo, war weit; wäre Signora Annita in der Kathedrale gewesen, — er belachte spöttisch seine Leichtgläubigkeit, ohne doch die Hoffnung fallen lassen zu wollen, — vor ihm hätte sie die entfernte Villa nicht erreichen können.

Er verließ eben in dem Augenblicke den Dom, als der Custode denselben schließen wollte. Das Leben der Straße nahm ihn auf. Unharmonisches Stimmengewirr, Schreien und Rufen von Verkäufern und Kindern tönte widerwärtig hinein in den Zwiespalt seiner Stimmung. Zu anderer Stunde hätte der bettelnde Knabe, der ihm die braune, magere Hand entgegenstreckte, sicherlich ein Almosen erhalten; jetzt wurde er heftig abgewiesen; freilich im nächsten Moment hatte sich Enrico zurückgewandt und ihm den ganzen Inhalt seiner Börse in die Hände geschüttet.

Fiebernde Nervosität ließ kein Glücksgefühl aufkommen, ja, die unruhvolle Erwartung schwand allmählig ganz dahin, je weiter er den Weg durch's Thal verfolgte, ohne die Gesuchte zu finden. Er schalt und ipottete innerlich über sein närrisches Thun, ohne doch den eiligen Schritt zu hemmen; er analysirte mit dem kältesten Verstande sein Denken und Empfinden, kam immer wieder zu dem Schlusse, daß das Geschehene eine Sinnes Täuschung gewesen, und vermochte dennoch dem Spiele der Phantasie nicht zu wehren, sich das Nächstliegende gleich wieder zu neuen, phantastischen Bildern umzugestalten. Da wurden Karren und Körbe, welche schwerbeladene Esel die Straße hinunterführten, gefüllt mit hochaufgeschichteten, kerngelben Schwefelstücken, überglüht von der Abendsonne, zu goldenen Barren, welche fleißige Gnommen dem Meereskönig zuführten, durch ein Wunderland von unermesslichen Schätzen, das er selbst zu durchwandern habe, um die Prinzessin, der dies Alles eigen, zu suchen und zu erwerben. Da wurde jeder Stein am Wege zu einer Elfe, die von Liebe flüsterte; jede Blume sang ein Minnelied, und schmeichelnd trug der Hauch des Meeres ihm den zarten Kuß der Liebsten zu.

Das Alles in Secundenblitzen gesehen und gefühlt, machte ihn zum wachen Träumer, der erst zur ganzen Nüchternheit des Denkens sich zurückfand, als er endlich, glühend, erhitzt von dem weiten, schnell zurückgelegten Wege, die Villa erreichte.

Erschöpft, fast athemlos, zögerte er, ehe er in das Vestibül des vornehmen Hauses trat, hob den Hut von der feuchten Stirn und ließ die frische Brise darüberstreifen.

Wenn sie nun nicht daheim, wenn sie andere Wege gegangen, wenn sie doch im Dome gewesen! Er stog

jetzt fast die Stufen hinauf zu den bekannten Räumen. Unangemeldet, ohne weitere Förmlichkeiten, hatte er hier immer freien Eintritt. Die Thüren des Wohngemaches, aus dem der schmetternde Gesang eines Kanarienvogels entgegenschallte, standen offen. Er blickte hinein, — und dann hatte er die gewünschte, die schmerzliche Gewißheit, daß sein Erlebnis trügerischen Gaukelbildern der beweglichen Phantasie entsprungen. So war er denn nicht gekommen, sich ein Glück anzueignen, sondern demselben ein Lebewohl zu sagen.

Wie sie so da stand, die jugendlich weiche Gestalt, wie im Nachsinnen ein wenig vorgebeugt, seinem Blicke nur im Profile sichtbar, die eine Hand schattend über die Augen gehalten, denn die Sonne goß alle Herrlichkeit der Farben auf die Landschaft, — da hatte ihr von dunkler Haarpracht umrahmtes Antlitz, die leise zusammengesogene Stirn einen Ausdruck, den Zeus einer Juno wohl nicht gegeben hätte, vielleicht einer Athene, einer Göttin des Nachdenkens und der Strenge, denn kluges Simmen bildete den Charakterzug des bedeutenden Gesichtes. In diesem Augenblicke hatte sich zwar der Ausdruck durch irgend eine Empfindung zu einem schmerzlich trauernden Zuge vertieft, den der erregte Mann mit Befremdung wahrnahm. Seiner ansichtig geworden, hatte sie sich, leise zusammenschreckend, ihm zugewandt.

Seine Erregung konnte ihr nicht entgehen.

„Ah, Signora,“ sprach sie schnell gesammelt, „Sie hier, aber,“ — sie sah ihn scharfer an, — „was ist Ihnen? Sind Sie krank?“

„Sehe ich so aus? Wahrhaftig, Signora, ich glaube es jetzt selbst,“ klang es in Selbstverpottung zurück.

„Sie glühen im Fieber und sind erschöpft! Nicht so, Signore? Wollen Sie sich nicht setzen?“ Sie schob einen Sessel vor: „Woher kommen Sie?“

Alle diese ängstlich gesprochenen Fragen lösten die ihr sonst eigene Ruhe, erhöhten ihr Wesen zu einer ihm bisher ungeliebten Wärme. Das entfernte denn auch den Spott von seinen Lippen, der, sonst gutmüthig neckischer Regung, in letzter Zeit mehr gekränkter, bitterer Empfindung entsprungen und, also verschärft, seiner Liebe schlimmster Feind geworden war.

„Woher ich komme?“ fragte er zurück. „Vom Dome, Signora.“

Er hielt nach den langsam gesprochenen Worten inne. Die ganze hochgespannte Empfindung lag in Blick und Ton. War es Zufall, daß Signora Annita in's Zimmer zurück trat, eben jetzt ihr Gesicht abwandte, so daß es seinem brennenden Blick unmöglich gemacht wurde, ihre Seele zu erforschen? Sie entnahm einem Schranke Wein und Gläser und bat ihn, zu trinken.

Mehr zerstreut, als erkennlich, beachtete der Erregte kaum ihr freundliches Sorgen. Er hatte seinen Hut aus der Hand gelegt, strich sich die Haarwelle aus der Stirn, und sich leicht gegen die Fensterbrüstung lehnd, im Geiste immer nur den einen Gedanken festhaltend, fragte er: „Nicht wahr, Signora, Sie haben gezeichnet, gemalt? Ich meine, in der letzten Stunde und hier im Zimmer.“

„Allerdings, Signore Enrico; aber ich fürchte, nicht zu Ihrer Zufriedenheit.“

Er machte eine kurze, verbindliche Bewegung, zu der die düstere Falte der Stirn sonderbar contrastirte. Es folgte eine Pause, in der nur der Vogel schmetterte, so laut und durchdringend, daß Signora Annita ein Tuch über den Kopf hing, mit unsicherer, zögernder Bewegung, als ob Gedanken sie einnahmten, die weit ab von ihrem Thun lagen. Sie fühlte seinen Blick auf sich gerichtet, und das machte ihr erst recht die scharfe Lippe verschließen. Keine Miene verrieth es, daß sie sich um den seltsam veränderten Mann sorgte. Sie war es gewöhnt, sowohl ihre Phantasie als ihre Wünsche und Gefühle mit strenger Selbstbeherrschung in Schranken zu halten. Die sizilische Mutter hatte ihr die äußere Schönheit, nicht zugleich die leichtblütige Grazie des Gemüthes, der deutsche Vater Tiefe und Energie vererbt, einen Hauch des Nordens, der ihr die Kraft des Willens, die Herrschaft über Leidenschaften gegeben.

„Wenn Sie leidend sind, Signore,“ bemerkte sie, um der peinlichen Pause ein Ende zu machen, „so sollten Sie einen Arzt zu Rathe ziehen.“

„Es lohnt nicht die Mühe, Signora; vielleicht morgen in Syrakus, oder übermorgen in Neapel, — ich habe noch keinen bestimmten Reiseplan gemacht.“

„So schnell haben Sie sich zur Abreise entschlossen?“

„Ja, seit einigen Stunden. Ich bin gekommen, Ihnen Lebewohl zu sagen. Ist Signora, Ihre Mutter, zu sprechen?“

„Sie kann jeden Augenblick von ihrer Ausfahrt zurückkehren,“ antwortete die Tochter des Consuls, ohne den Blick von ihren Händen zu wenden, die nervös die Blätter eines Skizzenbuches ordneten.

Er wandte keinen Blick von ihr.

„Ich habe,“ fuhr er fort, „diese Nachmittagsstunden benutzt, den klassischen Erinnerungsstätten ein Lebewohl zu sagen. Auch den Tempeln, vornehmlich diesen! Ein

Forscher sagt: Nur einmal im Jahre zu diesen schönen Bauten wandeln, und einem würde lichter zu Muth werden. Tausend kleine Kengsten und Unruhen müßten zu Boden sinken, und was nicht weg wollte, das würde man gefasster und heiterer ordnen. . . . Davon habe ich freilich nichts empfunden. Es giebt Gemüthszustände, die das innere Auge unempänglich auch für das Erreizte Phantasie Unglaubliches vorspiegeln, daß man von der Wirklichkeit dessen, was man zu schauen oder zu hören geglaubt, durchdrungen ist oder versucht wird, an Wunder zu glauben.“

„Was erzählen Sie von Wundern?“ unterbrach ihn die Dame des Hauses, die eben jetzt mit lebhaftem Gruß dem Künstler entgegentrat. Sie ließ sich mit graziofer Nachlässigkeit in einen Sessel nieder und bat ihren Gast, in seiner Unterhaltung fortzufahren.

„Sie würden das seltsame Ereigniß, von dem ich erzählen wollte, vielleicht mit dem Namen Wunder bezeichnen, Signora,“ antwortete Enrico. Er hatte seinen Platz am Fenster genommen. Von hier aus konnte sein lebhaft fragender Blick die junge Sizilianerin erfassen, die sich seitwärts an einem Tische mit dem Ordnen von Heften beschäftigte. Es schien ihm plötzlich, daß sie mit Vorbedacht diese ruhige Haltung zur Schau trüge, diese scheinbare Gleichgültigkeit für die Unterhaltung, die ihr doch jäh Röthe auf die Wangen trieb, als er fortfuhr: „Ich verweilte diesen Nachmittag eine kurze Zeit im Dome. Signora wissen, daß jene wunderbaren Basreliefs am Sarkophag jeden Künstler entzünden; um dieser und anderer Erinnerungen wegen suchte ich die heilige Stätte auf. Plötzlich, — denken Sie, Signora, — tönten Worte an mein Ohr, leise und weich, bei aller Klarheit und Deutlichkeit. Ich meinte Engelsstimmen zu hören, die mir im Flüstertone ein süßes Geheimniß vertrauten. Ich blickte umher: kein sterbliches Wesen war zu sehen, und doch — ich konnte mich nicht täuschen, — hörte ich wieder und wieder die sanfte Stimme. War das Sinnes Täuschung oder ein Wunder, Signora?“

Die alte Dame lächelte schelmisch.

„Sie befanden sich wahrscheinlich auf dem Kranzgesims des Hochaltars, lieber Freund?“

„Wie errathen Sie das? Allerdings, und es herrschte feierliche, tiefste Stille, als das fromme Gebet der Jungfrau zum Himmel stieg, meinem Ohr in jedem Wort verständlich. Ich bin kein Wundergläubiger, Signora, und doch — an dies Wunder, wie gern möchte ich daran glauben!“

Er blickte mit aufleuchtenden Auge in den Hintergrund des Zimmers. Die junge Sizilianerin hatte ihr Antlitz fortgewandt.

„Und wie gern würde ich Sie dazu befehlen,“ rief lebhaft die Signora, „vermag es aber gerade in diesem Falle nicht. Lieber Freund, haben Sie denn nichts von der akustischen Merkwürdigkeit unseres Domes gewußt? Ist Ihnen nicht erzählt worden, daß am Eingange desselben, dort, wo jetzt eine Madonna die Kirchenwand schmückt, einst Beichtstühle gestanden haben, die einzig deshalb an die andere Seite der Kathedrale verlegt worden sind, weil einst ein Maler, ein pittore, wie Sie, vom Kranzgesims des Hochaltars, vermittelst der sonderbaren Musik, die ganze Beichte seiner sündigen Frau mit angehört?!“

„Sie belieben zu scherzen, Signora!“

„Cielo, was hätte ich davon! Sie sind nun auf ähnliche Weise zu dieser Entdeckung gekommen, freilich, Maria sei Dank, ohne so schmerzliche Folgen für den Frieden des Herzens. Was haben Sie denn gehört, Signore Enrico?“

Der junge Künstler hatte mit klopfender Brust der Auseinandersetzung zugehört. Ein Stern hätte nicht so hell glänzen können, als jetzt sein leuchtendes Auge.

„Was ich gehört?“ antwortete er. „Nur wenige Worte, ein Dankgebet, eine kurze Bitte, — das war Alles. Aber ich hätte dem Geliebten der Betenden meinen Platz gewünscht; wenn etwa er den Frieden seiner Seele verloren, dort hätte er ihn wiedergefunden.“

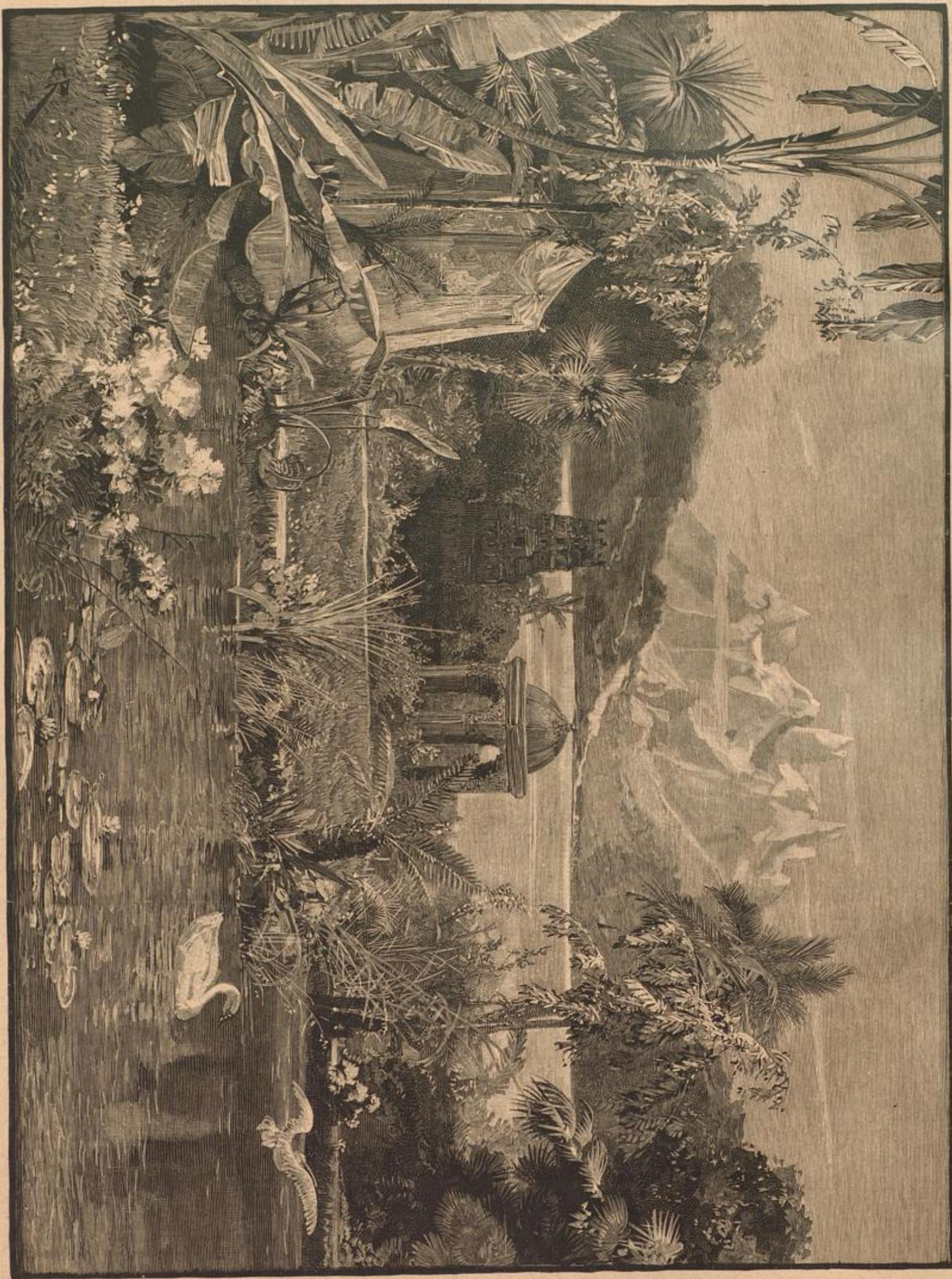
„So, also ein Bekenntniß der Liebe! Ei, wie interessant! Annita, cara mia, hast Du eine Betende dort angetroffen, als Du Dir auf unserer Rückfahrt aus der Stadt den vergessenen Stift von Deinem Zeichenplatz geholt?“

„Nein, Mama,“ tönte es leise, bebend zurück.

Signora zuckte die Achseln: „Eine Fremde mag's gewesen sein. Mich wundert es, Signore, daß Sie heute, nach der aufregenden Scene am Viaggio, Stimmung zur Arbeit hatten.“

Enrico fuhr aus bewegten Gedanken auf.

„Ich habe auch nicht gearbeitet,“ antwortete er; „in die Kunst vertieft man sich nur mit freier, ungebundener Seele. Ich aber fühlte mich elend, innerlich krank; ich dachte, das Fieber des Landes würde mich ergreifen, wenn ich länger noch den süßen, verderblichen Giststoff desselben einathmete; ich wollte fort und bin eigentlich hergekommen, um Ihnen Lebewohl zu sagen.“



Der Wintergarten König Ludwigs II. von Bayern in der Blumen-Ausstellung zu München. von Carl Widell.

Eine wohl gelungene Nachbildung des berühmten Wintergartens des unglücklichen Königs Ludwig erhebt die Mitte Mai zu München vornehmliche Blumen-Ausstellung. Zur Rechten des „indischen Gartens“, wie ihn das Original barocken sollte, erhebt sich ein herrliches Gebäude aus geschichtlichen Holz, zur Linken ein buntdulderndes Blumen-Garten mit einer mächtigen Palmengruppe. Eine kleine Straße führt über ein filigranines Gitter, in dessen

Maße sich hübsige Gemüthsreden, schlanke Palmen und hart gefaltete Forme überwiegen. Weiterhin erhebt sich ein bühnen Gebilde aus Strahlen und glatte Wänden bis zu einem erst aufsteigenden Zaun. Man wendet sich bei 2200 zu einer prächtigen Kuppel, die im Original sich transparenz erfinden ließ, und am Ende des Gartens erhebt sich ein orientalisches Ziel, beruht auf kostbaren Teppichen und geschliffenen Stoffen aufgesetzt;

das Innere ist mit Goldschmuck besetzt und blinkenden Schmucksteinen ausgefüllt. In diesem Zelle pflegte König Ludwig zu ruhen, einstam die Glücke über die Jahrhundertzeit schweben lassen. Niemand außer ihm hatte Zutritt zu dieser; nur einmal durfte, als Zeichen besonderer Gnade, die Gemahlin des künftigen Leopold von Bayern, Erzherzogin Gisela von Österreich, den Wintergarten betreten.



Der Rennsport erfreut sich bei den Berlinern einer großen Beliebtheit. Zwar giebt es unter den Bewohnern der deutschen Metropole nur verhältnißmäßig wenig Reittüchtige, aber das interessante Schaulpiel löst doch auf die weitesten Kreise eine erflammliche Anziehungskraft aus. Insbesondere lockt die Charlottenburger Bahn stets überaus zahlreiche Besucher heran. Im Frühjahr und Herbst ziehen jeden Sonntag bei schönem Wetter

Tausende aus allen Theilen der Residenz nach der benachbarten Schwefelstadt, in deren Gemarkung sich der ausgezeichnete Rennplatz befindet, und blicken dem aufmerkamen Beobachter vielleicht ein noch anziehenderes Bild, als das Rennen selbst. Eine bessere Gelegenheit, die Typen der Großstadt zu studiren, kann man sich nicht wünschen, denn alle Stände und Berufsarten sind hier in ihren mannigfachen Abstufungen vertreten. Auf den Tribünen

und den anderen bevorzugten Plätzen vereinigen sich natürlich nur diejenigen, welche zu der „Gesellschaft“ gehören oder doch zu derselben gerechnet werden wollen, während die vom Schicksal weniger Begünstigten mit billigeren Staudorten vorlieb nehmen müssen. Aber deshalb verlieren die Letzteren ihren Quorum durchaus nicht; mit jenem schlagfertigen Witz, welcher den Berliner stets auszeichnet, helfen sie sich über jede Unbequemlichkeit hinweg und reihen selbst

den mürrischen Griesgram zur Dürrezeit hin. Auch die hippologischen Ausdrücke sind ihnen durch den häufigen Besuch geläufig geworden; ja, Manche von ihnen hat sich mit der Zeit sogar zum Kenner ausgebildet und sucht seine Wissenschafft gelegentlich, wenn es keine Kasse erlaubt, bei dem vielumwobenen Totalisator zu verwerten, — freilich nicht immer mit Glück.

Frühjahrs-Rennen in Charlottenburg bei Berlin. Von Ewald Thiel.

„Aber, lieber Freund, wie schwer nehmen Sie eine kleine Unpäßlichkeit, deren Ursache wohl einzig in dem aufregenden Ereigniß des Nachmittags zu suchen ist. Es wird vorüber gehen; dem Scirocco aber, Lieber, werden Sie in ganz Italien nicht entfliehen können. In der That, Sie sehen nicht wohl aus. — Soll ich Ihnen unseren Doctor zuschicken?“

„Signora sind sehr gütig; ich kenne einen Arzt, zu dem ich Vertrauen habe,“ antwortete Enrico ausdrucksvoll.

„Wohl, so werde ich vorerst für einige Erfrischungen sorgen.“

Und die alte Signora, die, unter dem Einflusse des deutschen Gatten, zur Richtschnur ihres Thuns deutsche Sitten und Formen, ebensowohl in der Erziehung der Tochter, als in der Einrichtung des Hauswesens angenommen, eilte mit der Geschäftigkeit einer deutschen Hausfrau aus dem Zimmer, ihren Gast persönlich zu bewirthen.

Enrico war ihr einige Schritte bis zur Thür gefolgt und blieb dort stehen, was die junge Sizilianerin, die der Mutter zu folgen beabsichtigt, veranlaßte, zurück und an's Fenster zu treten.

Sie that es langsamen, stolzen Schrittes. Ein leiser Zug zurückweisender Strenge schwebte um ihre feinen Lippen.

Der junge Künstler ließ sich nicht mehr täuschen. Er legte sich diesen Ausdruck vielmehr als ein halb unberuhtes, angstvolles Sträuben gegen eine Empfindung der Scham aus. Alle Vorurtheile, die ihm das klare Urtheil bisher getrübt, waren fortgeweht, wie Staubchen, die ein Spiegelbild besetzt. Die Constellation war so einfach: mit diesem zur Schau getragenen Stolz wollte sie in echt weiblicher Verschämtheit ihre Liebe umhüllen, und da er in ungerechter Beurtheilung, in der Verbitterung seines Herzens sich selbst und seinem Wesen ungetreu geworden, hatte die Schärfe seines Spottes ihr Herz versiegelt.

Durch seine Stimme klangen die ihn bestürmenden, reinigen und glücklichen Empfindungen, als er, an sie herantretend, liebevollen Tones sagte: „Wie schon oft, Signora Annita, haben wir Beide über das Wunder geredet. Ihr Glaube läßt keinen Zweifel daran aufkommen.“

Sie neigte zustimmend, aber ersichtlich befangen den Kopf, als ahnte sie, worauf seine Rede zielte.

„Nein, Signora, weil uns Beweise ihrer Existenz geworden sind, Beweise, die das Gemüth, nicht der Verstand begriffen. Wir wollen darüber nicht streiten. Wenn die Alten lebten, was mir heute im Dome begegnet, würden sie für das, was die Wissenschaft heutzutage auf einen natürlichen Ursprung zurückgeführt auch eine mystische Auslegung gefunden haben. Wenn je, heute wäre ich auch dazu geneigt gewesen. Gestatten mir Signora die Auslegung, so möchte ich ich sagen: ja, ich habe ein Wunder erlebt. Dabon denke ich mir zwar das Sachliche fort, ich verstehe darunter nur den tieferen Sinn des Erlebten. An ein wunderbares Walten der Vorrichtung glauben wir ja Beide.“

Die junge Sizilianerin sah mit verschleiertem Blicke auf: „Ich verstehe Sie nicht, Signore Enrico.“

Er lächelte glücksbewußt, nahm leise, aber fest ihre Hand in die feine und sagte mit ausdrucksvollem Ernste: „Sie verstehen mich! Der Geist, der die alten Griechen in ihren Meisterwerken so tief verständnißvoll durchdrungen, der sollte die einfache Sprache des Herzens nicht kennen? Wollen Sie mich wirklich glauben machen, daß eine Fremde, nicht Sie, Signora Annita, im Dome der heiligen Jungfrau für die Rettung des Geliebten gedankt?“

„Wie kann das Sie berühren?“ antwortete die junge Sizilianerin unter glühendem Erröthen.

„Weil es eine Symbolik der Geberde und des Tones, einen Instinct des Herzens giebt, weil ich darnach weiß, Signora, wie sich der Gerettete nennt, weil ich alle seine Noth und Pein kenne, die ihm die vermeintlich unerwiderte Liebe zu der schönen Annita bereitet, weil ich ihm behülflich sein möchte, den Arzt zu finden, der allein seine Seele zu heilen versteht. Soll ich noch mehr sagen? Nun auch ein Wort von Deinen Lippen, Geliebte! Die Absolution für meine Beichte!“

Er zog sanft ihre Hände an seine Brust und begegnete einem strahlenden, offenen Auge. Die endlich hervorbrechende Leidenschaft verrieth sich im Blick und in dem Tone der durch inneren Glücksjubel halberstidten Worte: „O, Theurer, Lieber —“

Und Signora Annita schlang ihre Arme um den Hals des Geliebten und duldete und erwiderte den Kuß seiner Lippen.

„Geliebte, — lieber, grausamer Arzt,“ flüsterte Enrico zärtlich vorwurfsvoll, „wie konntest Du so lange den Zaubertropfen zurückhalten, der mein sieches Herz längst geheilt hätte!“

Sie hob ihr Haupt von seiner Brust, nahm seine Hände in die ihrigen und sagte mit klarer, freudiger Entschiedenheit und zartem, sittsamem Ernste:

„In jedem Stücke muß der Mann der gebende, das Weib der empfangende Theil sein; darum konnte ich nun erst, da Du mir so viel gegeben, mein Herz erschließen. Du batest vorhin um ein Wort der Liebe. Für ein großes, starkes Gefühl ein Wort, — das ist nicht leicht. Wir haben es unter Trümmern und Alterthümern wohl Beide, o, wie oft, auf der Lippe gehabt und unausgesprochen in's Herz zurückversenkt. Ich denke nun,“ fuhr sie in beschwingter Beredsamkeit fort, „da ich davon reden soll, an Phalaris, den genialen Tyrannen, der einst Herrscher von Agrigent gewesen. Niemand, antwortete er einem Philosophen, der ihm weise Auseinandersetzungen gemacht über die Begier der Menschen nach dem Besitz und der Alleinherrschaft, Niemand würde Tyrann sein wollen, konnte er im Voraus die Mühen und Sorgen, welche Tyrannen zu erleiden haben; sobald man es aber geworden, kann und will man nichts Anderes sein. So sehe ich die Liebe an. Kennen wir die thänenreichen Stunden fiebernden Hoffens und Zagens, die uns die Liebe bringt, all das qualvolle Weh, vor dem der Lichtstrahl Glück immer wieder zu verlöschen droht, — wer würde lieben wollen! Haben wir aber unseren Willen daran verloren,“ — Annita's Wimpern senkten sich, — „mit Phalaris zu reden, wir können und wollen dann nichts Anderes sein, als was wir geworden!“

Enrico zog die Geliebte an seine Brust und flüsterte ihr in's Ohr:

„Lassen wir die Alten, die an Stelle des Trostes nichts Anderes, als die Philosophie besaßen! Wir haben heute die Erfahrung des schönen, wohlklingenden Auspruches gemacht: den Zufall giebt die Vorrichtung, zum Zweck muß ihn der Mensch gestalten.“ Und nach diesen weisen Worten folgten nun eben so viele thöricht glückliche, wie nur Liebende sie zu finden wissen.

Draußen webte die Dämmerung phantastische Schleier um die rebenumschlungenen Hügel; Nebel regten sich auf den wilden, sagenvollen Höhen, in der Tiefe des Thales, hoben und senkten sich, als athmeten die Felsen; das eben noch in ätherischen Farbenspiel erglänzte Meer verschmolz mit dem Silbergrau des Landes; immer weicher, dunkler, dustiger gestalteten sich die Linien des Ufers; zuletzt verrieth nur das Rauschen der Wellen, narkotischer Wasserdunst die Nähe der See. Auf die in Traum gesunkene Erde flammte Orion hernieder, das schönste sizilische Gestirn, von den beiden Liebenden als glückverheißende Vorbedeutung begrüßt.

Nachdruck verboten.

Das Ende.

Skizze von Paul von Szczepanski.



U m Kaffee-Saale des Hotel du Nord sah Fürst Krussow-Ossowski, blies den Dampf einer Cigarette von sich und schaute gelangweilt durch die Spiegelscheiben. Er hatte die Reise von Monte Carlo nach Berlin ohne Unterbrechung zurückgelegt, bis in den Nachmittag hinein geschlafen, dann dinirt, und überlegte jetzt, was mit dem Abend zu beginnen sei. Bekannte anzulichen, erschien ihm ausgeschlossen, allein zu bleiben, noch unmöglicher; für lustige Gesellschaft war keine Stimmung nicht angethan, und des Alleinseins glaubte er in Zukunft noch mehr, als ihm wünschenswerth, vor sich zu haben. Begreiflich genug, — Fürst Krussow-Ossowski hatte den Rest seines Vermögens am grünen Tische von Monte Carlo geopfert, und mit dem Gnadengeschenke von zweitausend Francs in der Tasche, das die Direction des Casino dem bankrotteten Spieler bewilligt, war er auf dem Wege nach dem heiligen Rußland, um seiner Familie die Gestaltung seiner Zukunft anheimzustellen. Er kannte die Entscheidung im Voraus: Eine Wohnung auf einem abgelegenen Gute im Gouvernement Nowgorod, freien Tisch und, wenn es hoch kam, fünfzig Rubel monatlich für seine kleinen Bedürfnisse, an jedem Ersten mit Dank zu quittiren. Um dieser Zukunft willen hatte Fürst Krussow sich soweit erniedrigt, bei der Direction des Casino von Monte Carlo um ein Gnadengeschenk zu betteln, — trotzdem er seit Jahren den silbereingeleiteten Revolver bei sich trug, der ihn vor solcher Schmach bewahren sollte! In der entscheidenden Stunde hatte ihm der Muth gefehlt, oder, da man von einem Mangel an Muth nicht wreden kann bei einem Manne, der zwanzig Mal für ein Nichts, für eine Lanne sein Leben auf das Spiel gesetzt hat, — in der entscheidenden Stunde war ihm das Leben so kostbar erschienen, daß er meinte, es um jeden Preis ertragen zu können.

Fürst Krussow griff nach einem Zeitungsblatte und überflog die Vergnügungs-Anzeigen. Der letzte Abend, den er seiner Gewohnheit, seiner Reizung gemäß zubringen durfte! Oper und Schauspiel übten keine Anziehungskraft auf ihn aus, die Concert-Nachrichten würdigte er keines Blickes; er hatte die Kunst niemals um ihrer selbst willen geliebt. Plötzlich legte der Fürst das Zeitungsblatt nieder und lachte, — ein leises und unangenehmes Lachen, wie er es schon einmal hatte hören lassen, als in Monte Carlo die Harke des Croupiers seine letzte Tausendfrancs-Note an sich zog. Dann beugte er sich wieder auf die Zeitung und las noch einmal halblaut und langsam, während er mit dem Finger den Reiben der groß und auffallend gedruckten Anzeige folgte: Elysium-Theater. Fünftes und letztes Gastspiel der Geigen-Virtuosin Ihrer Durchlaucht der Frau Fürstin Rosita Krussow-Ossowski.

Er kannte das Theater, welches eine Künstlerin von so erlauchtem Namen zu den Seinen zählte, — ein Spezialitäten-Theater, das abnorme Erscheinungen bevorzugte, einbeinige Tänzer, Riesen und Zwerge, Bauchredner und Gauller

jeder Sorte, — und er kannte die fürstliche Geigerin, die seinen Namen trug. Er kannte sie besser, als irgend Jemand sonst; sie war ja seine Frau, — seine geschiedene Frau allerdings, aber doch nur ihm hatte das Publicum es zu danken, daß es Cigarren rauchen, Bier trinken und dabei eine Fürstin die Violine mattern hören konnte.

Fürst Krussow überlegte nicht länger; ein pikantere und passenderer Abschluß ließ sich nicht finden für ein Leben, wie das seine gewesen war. Er versprach sich ein diabolisches Vergnügen davon, die Frau, welche er gegen den Willen seiner Familie zu sich erhoben hatte, gesunken zu sehen, gerade so tief, wie er selbst gesunken war. Denn Fürst Krussow war Philosoph auch in seinem Urtheil über sich selbst, und er gab sich keinen Illusionen darüber hin, daß alles Heilige längst in ihm erstorben war, oder vielleicht niemals in ihm gelebt hatte.

In seinen Pelz gehüllt und in die Droschke zurückgelehnt, dachte er auf dem Wege nach dem Theater darüber nach, wie er eigentlich dazu gekommen war, die Geigerin Rosita zu heirathen. Die Petersburger Gesellschaft war über seinen Entschluß außer sich gewesen; seine Familie hatte ihn verleugnet, einige sentimentale Seelen hatten ihn einen Romantiker genannt und seinen dummen Streich mit der Macht der Liebe entschuldigt. Die Sentimentalen hatten schon damals den Fürsten am meisten geärgert. Die kleine Rosita war pikant gewesen, ein Wunderkind, das in einem Petersburger Concertsaale Furore machte, und dessen entwidelte Formen, in ein weißes Badschischleiden gehüllt, die Recensenten Lügen strafen, welche mit einstimmigem Wohlwollen behaupteten, die technischen Mängel ihres Spieles und die Verständnißlosigkeit ihres Vortrages seien nicht dem Mangel des Talentes, sondern der Jahre zuzuschreiben. Die kleine Rosita war kein Kind mehr, — Fürst Krussow blieb darüber nicht lange im Zweifel. Sie spielte mit ihm und zwang ihn so, ihr das zu geben, was er ihr bei all seiner Freigebigkeit sonst sicher vorenthalten haben würde, — seine Hand und seinen Namen. Als Fürst Krussow erkannt hatte, daß nur ein Weg ihn zum Ziele führen könne, sah er auch keinen Grund mehr, warum er diesen einen Weg nicht betreten dürfe, — Romantizität und Sentimentalität hatten seinen Entschluß nicht beeinflusst.

Sie hatten sechs Monate mit einander, drei Jahre neben einander gelebt. Die Petersburger Gesellschaft war ihnen verschlossen geblieben; Fürst und Fürstin Krussow hatten sich auch nicht bemüht, in derselben Aufnahme zu finden. In allen großen Fremden-Stationen Deutschlands, Frankreichs, Italiens und der Schweiz war das Paar bekannt, — die Fürstin auffallend durch die Extravaganz ihrer Toiletten, der Fürst von sich reden machend durch die Gleichgültigkeit, mit welcher er den Abenteuern seiner Gattin zuschaute. Er verzeh ihr Alles, aber er vergaß ihr nichts, — und eines Tages bat er sie in einer Form, die keinen Widerspruch duldete, augenblicklich die Villa zu verlassen, die er zu gemeinschaftlichem Aufenthalte für drei Monate in Baden-Baden gemiethet hatte. Fürst Krussow selbst blieb und nahm auch keinen Anstand, Jedermann zu erzählen, daß der Gebrauch der Peitsche nicht nur für störrige Pferde zu empfehlen sei.

Die Scheidung machte keine Schwierigkeiten. Fürstin Krussow hatte eingewilligt, die Klage gegen ihren Gatten anzustrengen, nachdem Beide über die Höhe des ihr auszufehlenden Jahresgehältes einig geworden waren, und der Fürst hatte nicht gezögert, als Beweis seiner Schuld dem Gerichtshofe eine Mißgeb-Feitsche einzusenden. Die Ursache seiner Brutalität kam nicht zur Sprache, denn Fürst Krussow glaubte damals noch, seinem Namen Rücksichten schuldig zu sein. Beide sahen sich nicht wieder, Beide hörten kaum von einander. Die Fürstin wunderte sich nicht, als der ihr bestimmte Jahresgehalt unregelmäßig ausgezahlt wurde, und als er schließlich ganz ausblieb, wandte sie sich nicht an den Fürsten, sondern an seine Familie, denn sie wußte, daß ein Appell an ihn fruchtlos bleiben würde, weniger, weil er nicht zahlen wollte, als weil er nicht zahlen konnte. Die Familie würdigte sie keiner Antwort. Fürstin Krussow verlegte die Brillanten, mit denen sie ihr Gatte ehemals verschwenderisch überschüttet hatte; sie wurde der Schrecken der Hotelbesitzer, denen sie Anweisungen auf das fürstliche Rentamt in Halb-Afien hinterließ, — und schließlich erinnerte sie sich ihrer Geige. Sie ließ sich im Concertsaale hören und wurde ausgeziffert; es blieb ihr also nichts übrig, als ihre Abneigung gegen den Geruch schlechter Cigarren zu überwinden und auf die Bühnen der Rauchtheater hinabzusteigen, deren Publicum sich weniger feinhörig für Mißaccorde, und von dem Glanze ihres fürstlichen Namens leichter geblendet zeigte, als die Besucher vornehmer Concertsäle. Vergessen protestirte die fürstliche Familie Krussow-Ossowski gegen die Herabwürdigung des fürstlichen Namens, — das Recht, ihn zu führen, konnte der Geigerin nicht bestritten, die Möglichkeit, ihn nach Kräften als Reklame auszunutzen, ihr und den Theater-Directoren nicht abgeschnitten werden.

Fürst Krussow hatte sich an den fruchtlosen Protesten seiner Familie, mit denen keine Polizeibehörde der Städte, in denen Fürstin Rosita ihre Geige hören lassen wollte, verlohnt geblieben war, nicht betheilig. Von dem Vorurtheile, seinem Namen Rücksichten zu schulden, hatte er sich längst frei gemacht; mit der Decadence seiner geschiedenen Gattin hatte die seine gleichen Schritt gehalten. Er hatte niemals einen Groll gegen sie gehegt, selbst an dem Tage nicht, an dem er sie aus seinem Hause jagte; und um sie verachten zu dürfen, hätte er sich einbilden müssen, besser zu sein, als sie. —

Mit einer Art nativer Reugierde, die sich von der des großen Publicums nicht viel unterschied, betrat Fürst Krussow seine Loge. Er wollte sehen, welche Figur die Fürstin Krussow-Ossowski auf dem Podium eines Rauchtheaters machen würde; persönlich fühlte er sich nur insofern betheilig, als es ihn interessirte, sich zu überzeugen, wie weit die Jahre an einer Dame, die er früher gefannt hatte, nicht spurlos vorübergegangen waren.

Das Theater war nur schwach gefüllt; der Name der Fürstin mußte weniger Anziehungskraft ausüben, als der Director sich versprochen hatte. Nur im Parkett saßen Kleinbürger mit Frauen und Kindern, junge Kaufleute, Studenten und unverkennbare Lieutenants in Civil, mit ihren „Verhältnissen“, dichter geschart um die kleinen Tische, tranken Bier, aßen Butterbrot und lauschten auf die mit mehr Berde als Stimme vorgetragenen Walzerweisen eines Wiener Ductisten-Paares. Recliner drängten sich durch die Menge, angehirt mit Tellern und Gläsern klappernd; die im Orchester zahlreich vertretenen Blech-Instrumente machten einen Höllenspectakel, und dichter Tabakqualm zog sich nach der Decke empor.

Fürst Krussow musterte das Programm und fand zu seiner Befriedigung, daß er nicht nötig hatte, lange zu warten.

Als nächste Nummer stand auf demselben Ihre Durchlaucht die Frau Fürstin Rosita Urussow-Ossowski verzeichnet, der Name fett gedruckt, darüber eine Krone, rechts und links eine Hand mit ausgestrecktem Finger auf ihn hinweisend, das Ganze umrahmt von einem primitiven Lorbeerkranz in Druckschwärze. Der Fürst mußte lächeln, als er es sah, — ihr geschah allzu viel Ehre.

Die Wiener Duetisten hatten nicht unter der Spannung zu leiden, mit der das Publicum dem Auftreten der Fürstin entgegen sah. Man klatschte sie wieder und wieder hervor, bis sie die beliebtesten Nummern ihres Repertoires abgelesen hatten, von der traurigen Liebesgeschichte der sechzehnjährigen Vifette bis zu dem Couplet mit dem schönen Refrain: „Was Sie wollen, weiß ich schon“ und der Fischerfrauen-Arie, in deren „Ha, ha“ das gesammelte Publicum johlend einstimmte. Als aber dann die Glocke zum Wiederaufgehen des Vorhanges ertönte, trat doch eine gewisse Ruhe ein, und ein vorwärtiger Kellner, der mit Kläffern klapperte, wurde durch energisches Wischen an die Rücksichten erinnert, die man hohen Persönlichkeiten schuldig ist.

Aus der Seiten-Coulisse trat die Fürstin Rosita Urussow-Ossowski, in der linken Hand die Geige, in der rechten den Bogen haltend. Das Publicum war enttäuscht, und der Fürst mußte wieder lächeln. Man hatte sich eine Fürstin, noch dazu eine, die sich für Geld sehen und hören läßt, anders vorgestellt; man hatte zum wenigsten eine vornehme Erscheinung zu sehen erwartet. Und die Fürstin war weder eine schöne, noch machte sie den Eindruck einer vornehmen Frau. Sie sah aus, als ob sie im Begriff stehe, einen zweifelhaften Pariser Ball zu besuchen. Die blaue Sammet-Taille ließ Arme, Hüfte und Nacken frei; darunter baushichte sich ein nur bis zu den Knöcheln reichender Rock von roter Tarlatan; das Haar schimmerte in einer zweifellos künstlich erzeugten Goldfarbe, und die Schminke war allzu kräftig auf die Hügel aufgetragen, die jede weiche Rundung der Jugend vermissen ließen. Fürst Urussow würde seine Frau nicht wiedererkannt haben, wenn ihr Name nicht auf dem Programm gestanden hätte, — so übel hatten ihr die sechs, sieben Jahre der Trennung mitgespielt. Aber er freute sich darüber, daß sie nichts vor ihm voraus hatte, und er lachte über sich selbst, daß er sich um dieses Weibes willen in der Gesellschaft seines Vaterlandes unmöglich gemacht hatte. Freilich, sie war damals äußerlich eine Andere gewesen, und, so oder so, lange würde er sich auch ohne diesen dummen Streich nicht gehalten haben!

Fürst Urussow neigte kaum wahrnehmbar das blonde Haupt vor dem ihrer Ansicht nach vulgären Publicum des Parketts und ließ dann die Augen über die Logen schweifen. Schöne, große, dunkle und glänzende Augen, — das Einzige an ihr, an dem die Jahre spurlos vorübergegangen waren. An ihrem Zusammensinken wurde Fürst Urussow inne, daß die Fürstin ihn in demselben Moment wiedererkannte, in dem sie ihn erblickte. Zwischen ihren Brauen zeigte sich eine Falte zorniger Erregung; aber die Stirn glättete sich wieder, als sie zum zweiten Male aufblickte und des Fürsten Antlitz mit demselben gleichmüthigen Lächeln auf sich gerichtet sah. Das Orchester prälubirte, und die Fürstin setzte den Bogen an. Wie berechnet war jede Arm- und Fußbewegung, wie köstlich schlug die Fußspitze den Tact der Melodie! Aber diese berechnende Kofferie ließ das Publicum kalt, und das Spiel der Fürstin ließ es noch kälter. Selbst an dieser Stelle war man soviel Dilettantismus nicht gewöhnt.

Vielleicht, wahrscheinlich sogar, daß die Fürstin schlechter spielte, als gewöhnlich, denn sie war mit ihren Gedanken nicht bei der Sache. Sie überlegte, was die Anwesenheit des Fürsten zu bedeuten habe. Seine Miene war zu gleichmüthig, als daß sie annehmen konnte, er sei nur gekommen, um sich mit schadenfrohem Hohne an ihrem Auftreten in dieser Umgebung zu weiden. Wollte er ihr das rüchsdändige Jahresgehalt auszahlen, vielleicht ihr den fürstlichen Namen mit einer Abfindungssumme abkaufen? Es war ja möglich, daß seine Verhältnisse sich wieder gebessert hatten. Wieder und wieder richtete sie ihren Augenausschlag nach der Loge, in welcher der Fürst saß, — in den anderen war auch Niemand, der sie zu interessieren vermochte, — und da, sie hatte sich nicht getraut, er nicht ihr zu und winkte verstoßen mit dem Programm. Die Fürstin lächelte als Antwort, — vielleicht lohnte es sich doch, mit ihm zu kokettiren.

Der Beifall lönte nur schwach, als die Fürstin ihr Spiel geendet hatte. Am lebhaftesten applaudirte Fürst Urussow, aber zu einer Zugabe wurde die Geigerin doch nicht veranlaßt. Das Parkett-Publicum wurde verstimmt darüber, daß sie ihre Verneigungen nur an den einzelnen Herrn in der Loge richtete, und stellte die Beifallsbezeugungen ein; von einigen Tischen schallte sogar ein vernehmliches Wischen herüber. Als der Vorhang gefallen war, winkte Fürst Urussow den Logenschließer heran:

„Gehen Sie nach der Bühne; ich lasse die Frau Fürstin fragen, ob ich sie nach Beendigung ihrer Toilette vor dem Theater erwarten darf.“

Es war nicht der erste derartige Auftrag, der dem Logenschließer zu Theil wurde. Aber er wunderte sich doch darüber, denn er hatte diesen Herrn noch niemals gesehen, und sonst pflegte doch einem solchen Auftrage, selbst wenn es sich nur um eine gewöhnliche Chansonnette handelte, ein mehrmaliges Parlamentiren aus der Loge voranzugehen.

„Darf ich der Frau Fürstin nicht den Namen des Herrn mittheilen?“ fragte er respectvoll.

„Nicht nöthig,“ erwiderte Fürst Urussow belustigt, „die Fürstin kennt mich. Um Verwechslungen vorzubeugen, sagen Sie mir, der Herr aus der Balcon-Loge 3.“

Der Logenschließer brachte den Befehl. Ihre Durchlaucht werde in zehn Minuten das Theater verlassen. Fürst Urussow war befriedigt; er hatte sein letztes Abenteuer, — ein Rendez-vous mit seiner Frau. Er wartete die Fortsetzung der Vorstellung nicht ab, verließ die Loge und ging vor dem Theater auf und nieder. Seine Geduld wurde nicht lange auf die Probe gestellt. Die Geigerin hatte sich offenbar beeilt, ihre Toilette zu beenden; die Neugierde war stärker gewesen, als ihre Befallsucht. Fürst Urussow half ihr in eine Droschke und gab dem Kutscher die Adresse eines Restaurants unter den Linden an. Die Fürstin legte sich köstlich in den Fonds zurück.

„Sagen Sie mir, Iwan Gregorowitsch, warum Sie mich aufgesucht haben?“ Es war das erste Wort, das sie an ihn richtete.

Fürst Urussow lachte. „Geschieht es Ihnen so selten, Rosita, daß Sie zum Souper eingeladen werden?“ fragte er.

Die Fürstin zuckte unmußig die Achseln: „Alo Sie waren nur in Verlegenheit, Iwan Gregorowitsch, wie Sie Ihren Abend zubringen sollten?“

„Möglich,“ erwiderte Fürst Urussow gleichmüthig. Sie mußte ihrer Ungeduld Fägel anlegen; das Klaffeln der Droschke, das Gewirr der Straße waren nicht dazu angethan, eine wichtige und intime Unterredung zu begünstigen. Endlich hielt der Wagen vor dem Restaurant.

Fürst Urussow verlangte ein Separat-Zimmer, und die Geigerin athmete auf, — er hatte ihr also doch etwas Wichtiges zu sagen. Das Paar wurde in einen köstlichen kleinen Salon geführt, mit Möbeln im Stile Louis XIV., die Wände mit blauer Seiden-Tapete überspannt, in welche Schächer-Szenen nach Watteau'scher Art eingelassen waren. Ein venezianischer Kronleuchter erhellte das Gemach; das lobende Kaminsfeuer machte den Aufenthalt noch behaglicher.

Der Fürst war der Geigerin beim Ablegen des Mantels behülflich; während er dann dem Kellner seine Aufträge für das Souper gab, trat sie an den Kamin und wärmte die erstarrten Hände. Er müßte verstoßen ihre Erscheinung im Promenaden-Kostüm; sie sah wirklich herabgekommen aus: das schwarze, mit Schmelz besetzte Atlaskleid auffallend, aber nicht elegant, bei einer Schneiderin zweiten Ranges gemacht und in den Nähten schon Spuren von Altersschwäche aufweisend, das goldblond gefärbte Haar, und diese Niefensteinen in den Ohren, die der Fürst auf den ersten Blick als Simili erkannte. Die Unterhaltung wollte nicht recht in Fluß kommen, auch dann noch nicht, als der Kellner das Dessert servirt, noch eine eiskalt frappirte Cliquot in den Kübel gestellt, die silberne Tischglocke dem Fürsten nähergerückt und sich dann discret zurückgezogen hatte. Sie hatte die Austeren delicat gefunden, trotzdem sie miserabel waren; er hatte gefragt, ob sie noch ein wenig Del an den Salat wüschte; sie hatte viel gegessen, er sich mehr mit dem Champagner beschäftigt. Nun saßen sie sich gegenüber und schauten sich an, — die Fürstin wühlte den großen Augenblick gekommen, in dem er ihr seine Enthüllungen machen werde.

„Wir sind Beide alt geworden, Rosita,“ sagte Fürst Urussow und schenkte, als ob er sie klarer zu sehen wüschte, die Wolke von Cigaretten-Nauch fort, welche sich zwischen ihn und die Fürstin gelagert hatte.

Rosita bezwang ihren Unmuth. „Galant waren Sie nie, Iwan Gregorowitsch!“ erwiderte sie. „Sie lachten mich doch nicht auf, nur um mich an die Thorheit meiner Jugend zu erinnern?“

Dabei verichwendete die Fürstin einen vollen Augenausschlag an ihr Gegenüber und schmiegte sich tiefer in die Sopha-lücken, — sie hatte das Vertrauen auf sich noch immer nicht verloren.

„Wir sagen besser: nicht Thorheit, sondern Thorheiten,“ corrigirte sie der Fürst. „Wir haben Beide mehr gemacht, als wir verantworten können. Aber Dein jetziges Leben gefällt Dir, Rosita?“

Die Fürstin verstand das „Du“ richtig; sie hörte keine wiedererwachende Reue daraus, sondern nur den Wunsch, sie noch mehr zu erniedrigen. Und da sie immer mehr der Ansicht zuneigte, der Fürst sei gekommen, sie durch eine Summe Geldes zum Verzicht auf seinen Namen zu bewegen, glaubte sie durch ein Eingeständniß ihres Elendes das Angebot nur herabzubrüden.

„Die mir mein jetziges Leben gefällt?“ fragte sie zurück, mit einem Veruch zu lachen. „Ich habe keinen Gatten, Iwan Gregorowitsch, der mich tyrannisiert; ich verdiene Geld, soviel ich brauche; ich werde als Künstlerin gefeiert.“

„Ich habe das heute Abend erlebt,“ unterbrach sie Fürst Urussow mit nicht mißzuverstehender Ironie. „Es ist wahr,“ fuhr Rosita auf, „diese Deutschen haben kein Verständniß für Musik; sie werden nicht warm, wenn ich spiele. Wenn ich nach Paris oder nach Petersburg ein Engagement fände —“

„In Petersburg würde Dich die Polizei nicht spielen lassen,“ sagte der Fürst ruhig, „und in Paris warst Du schon einmal Mode. Man liebt dort keine Jugend-Erinnerungen.“

Die Geigerin faßte einen Entschluß.

„Nun wohl, Iwan Gregorowitsch,“ sagte sie mit einer Stimme, aus der ein leises Beden klang, „ich will Ihnen nicht verhehlen, daß meine Lage eine elende ist. Nicht lange mehr, und ich werde aus dem Theater in das Cafe chantant degradirt sein. Und später, — ich mag nicht daran denken! Seit drei Jahren ist mir nicht ein Pfennig meines Jahresgehaltes von Ihnen ausbezahlt worden; ich nehme an, Sie laden, um diese Rechnung zu begleichen. Wünschen Sie, daß ich Ihren Namen ablege, — ich bin auch dazu bereit, Iwan Gregorowitsch, wenn Sie mir ein Kapital sicher stellen, das mir gestattet, anständig zu leben.“

„Sie überschätzen mich, Rosita,“ sagte Fürst Urussow höhnißlich. „Mein Verwalter hatte den Auftrag, Ihre Revenue pünktlich ausbezahlen, — leider hatte er niemals Geld. Wie Sie mich sehen, bin ich auf der Reise nach Rußland, meine Verwandten um ein Obdach zu bitten.“

„Sie sind also vollkommen ruiniert, Iwan Gregorowitsch?“ fragte die Fürstin in schredlicher Enttäuschung.

„Vollkommen,“ sagte Fürst Urussow ruhig. „Aber Sie hatten einen Finkel, den Sie zu beerben hofften!“ Die Fürstin klammerte sich an einen Strohhalm.

„Er ist gestorben, ohne mir etwas hinterlassen zu haben,“ erwiderte der Fürst. „Das Leben, welches vor mir liegt, Rosita, ist nicht besser, als das Ihrige. Läßt es sich ertragen?“

Die Fürstin antwortete nicht. Auf die plögllich erweckten Hoffnungen war zu schnell die Enttäuschung gefolgt. Dafür war ihr das ganze Elend ihrer Lage grell zum Bewußtsein gekommen: die Noth, die sich an ihre Fersen heftete; die Erniedrigungen, denen sie ausgesetzt war; die Menschen, die sie verachteten, und vor denen sie einen Abscheu empfand.

Fürst Urussow hatte sich erhoben und sich an seinem Pelz zu schaffen gemacht, ohne daß die Fürstin es gewahr wurde. Sie merkte auch nicht, daß er beifühmt den Niegel vor die Thür schob. Er nahm seinen alten Platz ihr gegenüber nicht wieder ein, sondern setzte sich neben sie auf das Sopha und stürzte hastig ein Glas Champagner hinunter.

„Sei nicht traurig, Rosita,“ lachte er und legte den Arm um ihre Taille; „wenn man Dich auch im Chantant nicht mehr dulden mag, kannst Du Deine Geige doch noch auf den Höfen hören lassen.“

Die Frau schauerte unter seiner Berührung zusammen. Seine Stimme hatte einen rauhen Klang bekommen, der sie erschreckte, und sein Gesicht sah bleich und verzerrt aus.

„Was wollen Sie, Iwan Gregorowitsch?“

„Höre mich an, Rosita,“ sagte Fürst Urussow leise und hastig; „ich habe so viel, wie wir Beide gebrauchen.“

Ein neuer Hoffnungschein dümmerte in der Seele der Frau auf, als der Fürst ein Portefeuille aus seiner Brusttasche zog und demselben ein Päckchen Banknoten und einige Visitenkarten

entnahm. In jede der Karten machte er mit dem Messer einen Einschnitt und steckte einige Goldscheine zusammengekniffen hinein, während die Fürstin ihm neugierig zuschaute. Dann machte er mit Bleistift auf jede Karte eine kurze Bemerkung. „So,“ sagte Fürst Urussow, indem er die Päckchen der Reihe nach vor Rosita auf den Tisch legte, „hier mein Vermögen; lauter Hundertfrancs-Billets, — ich hatte noch keine Zeit, sie wechseln zu lassen. Du wirst sehen, Rosita, wie es für uns Beide reicht; man muß sich nur auf die Eintheilung verstehen. Hier fünfhundert Francs für unser Souper; es ist reichlich, ich weiß, aber wenn wir fort sind, wird der Wirth unseren Besuch verwünschen. Hier zweihundert Francs für die Armen, — wir müssen für unseren Namen doch etwas thun.“ Fürst Urussow stürzte hastig ein Glas Champagner hinunter: „Hier sechshundert Francs für unser Begräbniß!“

Iwan Gregorowitsch, Sie wollen . . . Sie hatte schreien wollen, aber die Stimme versagte ihr, als sie in sein verzerrtes Gesicht blickte.

„Ein Ende machen,“ sagte Fürst Urussow. „Mit Dir oder ohne Dich, Rosita, — mir ist es gleichgültig. Ich ertrage das Leben nicht.“

Sie wußte, daß sie nur nöthig hatte, mit dem Kopfe zu schütteln, um ihr Leben zu retten. Sie fand nicht die Kraft dazu. Fürst Urussow drückte den Revolver gegen ihre Schläfe, — ein dumpfer Knall, — die Fürstin sank in die Sopha-Ecke zurück. Nur ein winziger Blutstropfen siderte an der Schläfe nieder.

Von draußen hörte Fürst Urussow Thürenschlagen, Stimmengewirr und eilige Schritte.

„Wie neugierig die Menschen sind!“ lachte der Fürst. Er überzeugte sich, daß der Niegel sicher vorgeschoben war, und trat vor den Spiegel. Der Kellner polterte gegen die Thür, der Wirth forderte dringend, daß geöffnet werde.

Fürst Urussow wandte sich noch einmal um: „Sofort, mein Herr, ich bin gleich zu Ende.“

Wenige Secunden später hörten die Einlaß Begehrenden den zweiten Schuß fallen. Die Thür wurde gewaltsam erbrochen. Fürst und Fürstin Urussow athmeten nicht mehr.

Nachdruck verboten.

Aus Afghanistan.

Von A. von Schweiger-Verchenfeld.



Seit ungefähr drei Jahren kommen die Zustände in dem Lande, aus welchem vor langen Zeiten die „arischen“ Völker nach Westen, Nordwesten und Süden ausgewandert sind, nicht zur Ruhe. Wie allenthalben auf unserem Planeten, wurde auch in Mittelasien das wenig idyllische Treiben der dort stammesgesessenen Bevölkerung durch das Hereindringen europäischer Großmächte empfindlich gestört. Der Beginn, — im Jahre 1839 tauchte Englands Macht zuerst in Afghanistan auf, — war nicht vielversprechend. Es war jener unvernünftige Krieg, welchen England vom Jaune gebrochen hatte, um seinen Schützling, den unfähigen und grausamen Schah Subscha, an Stelle des thatkräftigen Usurpators Dost Mohamed auf den Thron von Kabul zu bringen. Der erste Theil des Feldzuges verlief siegreich, und die Engländer konnten mit ihrem Präidenten in Kabul ihren Einzug halten. Den freien Afghanen wurde nun zugemutet, mit gefalteten Händen „wie eine Koite erkaufte Sklaven“, vor dem Schah zu stehen. Das war unerträglich; ein wüthender Mollah führte am Morgen des 2. November 1841 den tödlichen Stoß auf den bis dahin so übermächtigen englischen Kommandanten Alexander Burnes. In einem Vertrage, geschrieben auf die heiligen Blätter des Koran, hatten die Häuptlinge sich unter einander verpflichtet, und mit dem Aufste: „Auf die Ungläubigen!“ stürzten sich bald hierauf die Kabulen, das lange, scharfe Messer in den Händen, von ihren Höhen herab auf die Engländer. Von dem ganzen indo-britischen, sechstausend Combattanten und zwolftausend Mann Troß zählenden Heere, welches einen jammervollen Rückzug durch die wilden Schluchten abwärts des Kabul-Flusses versuchte, entkam fast Niemand. Doch verleugnete sich die Ritterlichkeit der Afghanen auch in den schlimmsten Stunden nicht ganz. Die mit dem Geleit gefangener Engländerinnen betrauten Reiter warfen seidene Tücher über deren Köpfe, weil es für den Moslim Sünde ist, das Angesicht fremder Frauen zu sehen.

Viel später trat Rußland auf der mittelasiatischen Schaubühne auf. Im Jahre 1865 wurde eine Expedition gegen Buchara ausgesendet, welche mit der Wegnahme des Gebietes von Tashkend endete; ein Jahr darauf wurde gegen den Khan von Chotland marschirt und nach siegreichem Feldzuge Kobschond dem russischen Reiche einverleibt. Nach einer Zeit verhältnißmäßiger Ruhe erwies sich der Khan als ein unangenehmer Nachbar, sodas Rußland sich entschloß, das ganze Gebiet, unter der Bezeichnung: Fergana, seinem mittelasiatischen Besitzthum einzuverleiben (1876).

Diese Eroberungen erregten die Eifersucht Englands. Als in London Anfang der siebziger Jahre bekannt wurde, daß Rußland eine militärische Expedition gegen Chiwa plante, entstand im Kreise der englischen Machthaber großer Lärm. Nun hatte aber der Khan von Chiwa, — einer der verabscheuenswürdigsten Tyrannen, den je die Sonne Turkestans beschien, — wiederholt räuberische Einfälle in russisches Gebiet sich erlaubt und sogar russische Unterthanen in die Sklaverei geschleppt. Die Rührung ließ nicht lange auf sich warten. Die Hauptstadt des Khanates wurde, nach Ueberwindung unsäglichlicher Schwierigkeiten, — sie ist ganz von weitgebehten Sandwüsten eingeschlossen, — mit Sturm genommen und der räuberische und grausame Beherrscher auf die Dase des eigentlichen Chiwa beschränkt.

Im Süden von Chiwa war Rußland schon Ende der sechziger Jahre aufgetaucht. Dort erstreckt sich das Khanat Buchara, dessen Emir den Religionskrieg gegen Rußland entfacht hatte, aber mit gar schlechtem Erfolge. Die Schutzmächte, auf welche man sich verließ, — die vielen Heiligen, die im Boden von Turkestan schlafen, sodann die weiten Wüsten der Umgebung, — bewährten sich nicht, und als der Emir versuchte, die Stadt Tashkend den Russen wieder abzunehmen, rissen die russischen Kanonen gewaltige Läden in die 35,000 Mann starke Reiterei und trieben sie in wilde Flucht. Die Folge dieses Sieges der Russen war, daß sie zwei Jahre später (1868) ihre Fahnen sogar auf dem „siegesgleichen“ Samarland aufpflanzten, der einstigen Residenz des Völkermörders Timur, dessen Grab und Wolcke seitdem unter der Obhut der — Kosaken stehen.

(Fortsetzung auf Seite 234.)



Die Ausgrabung der Leiche Rossini's auf dem Pere Lachaise in Paris: Die Aufbahrung des Katafaltes vor der Ueberführung nach Florenz.

Schon lange hatten die Italiener es sehr lebhaft empfunden, daß einer ihrer größten Tonkünstler, Gioacchino Rossini, der am 13. November 1868 zu Paris starb, in Fremder Erde gebettet war; aber erst vor Kurzem gelangten die Vertreter der Heberführung der herrlichen Heberrechte gepflogenen Verhandlungen zum Abschluß. Von der italienischen Regierung und der Stadt Florenz waren Abgesandte erschienen, um der Ausgrabung des Sarges beizuhelfen. Man öffnete dem Sarg und fand die Leiche, die keiner Zeit einbalsamirt worden, wohl erhalten; sogar der Kremstragen und die große, weiche Gravolet hatten nichts von ihrer Gestalt eingebüßt. Nachdem über die

Ausgrabung ein Protocol aufgenommen worden, wurde die Leiche in einem neuen, kostbaren Sarg gelegt und auf einen prachtvoll erdichteten Kataloff gehoben, wo der Sarg alsbald unter der Fülle der Blumen und Kränze verschnitten. Der italienische Gesandte, viele Mitglieder der italienischen Kolonie, zahlreiche französische Komponisten und Künstler hatten sich eingefunden, um der nun folgenden Feier beizuhelfen. Nach dem Gesänge von Rossini's Schilke munter, beim Gebet aus „Miserere“ und beim Absingen hieß der Sarg schicklich von der Stadt Florenz eine Kapelle, darauf zum Kirchhof im Namen der Abenteurer der italienischen Kunst und des Conservatoriums,

der alle Zamberti im Namen der Künstler, welche die Schöpfungen Rossini's interpretirt haben. Zum Schluß sprach der Marquis Torrioni, der Vertreter der italienischen Regierung, ein alter Freund Rossini's, ergreifende Worte. — Die herrlichen Heberrechte des Meisters erhielten ihre Stelle in der Kirche di Santa Croce zu Florenz, die als eine der schönsten italienischen Kirchen gelten kann. Derselbe verschenkte sich die Grabsäule Michelangelo's, Gualtieri's, Machiavelli's, Guicciardini's und anderer berühmter Florentiner. Summen dieser großen Lobten ruht jetzt auch der „Schwan von Florenz“.

Kunstgewerbliches

Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche gesetzlich geschützt sind.

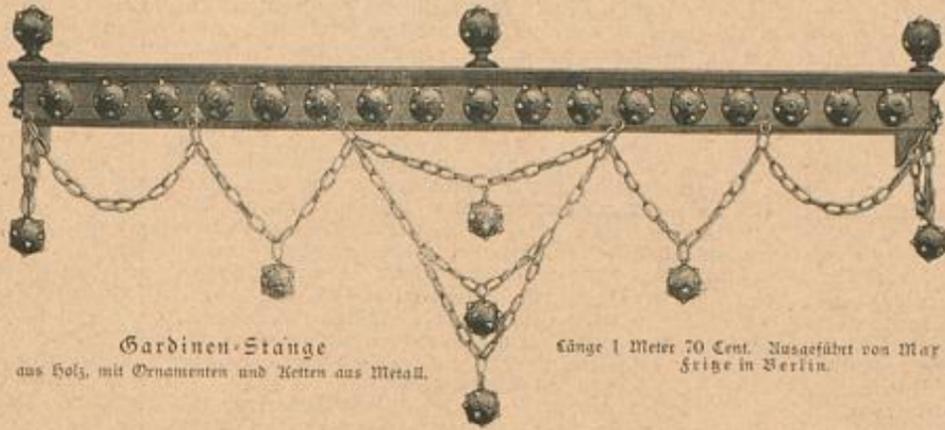
ENTW. PAUL C. QUAPP

Die Gobelins. — Name und Herstellungsart dieser merkwürdigen Gewebe sind uns vollständig bekannt, aber die Geschichte ihrer Industrie hüllt ihre Anfänge in undurchdringliches Dunkel. Wie und wo kam man auf den Gedanken, Bildwerke auf dem Webstuhl herzustellen? Wir wissen es nicht. Wenn wir aber bedenken, wie einfach an sich diese Herstellung ist, aber auch wie langwierig, zeitraubend und ermüdend, so müssen wir Erfindung und Anfang in Länder verlegen, in denen die Zeit keinen Werth hatte, in denen die Bedürfnislosigkeit der Bewohner nicht zum häutigen Arbeiten drängte, sondern gestattete, daß der Einzelne Jahrelang einer Idee nachhängen oder deren Ausführung sich hingeben konnte, ohne in Noth zu gerathen.

Solche Länder finden sich nur in Asien, und asiatisch ist ohne Zweifel diese Industrie. Eine werthvolle Bereicherung hat die Geschichte derselben durch die neuen Grafischen Funde erfahren, unter welchen alte Gobelin-Webereien aus früherer Zeit sich finden; aber über unsere Zeitrechnung gehen auch sie nicht hinaus. Durch diese Funde erhält die Bezeichnung „saraszenische Stoffe“, mit welchem Namen die Gobelins im Mittelalter in Frankreich benannt wurden, einen verpöchtlichen Hintergrund, der uns, allerdings auch nur auf gewisse Entfernungen, die Geschichte der Bildweberei enthält.

Es ist nach dem gegenwärtigen Stande der uns zur Verfügung stehenden Quellen absolut unnah, nach geschichtlichen Anhaltspunkten für diese Industrie zu suchen; ob die Siderzi diese Art Weberei beeinflusst hat, oder umgekehrt, ob die geknüpften Stoffe vor der Bildweberei sich geltend gemacht haben oder mit ihr sich erst entwickelten, — wir können nicht einmal Rnthmahnungen dafür oder dagegen aufstellen. Thatsache ist nur, daß seit dem Mittelalter die Bildweberei in Frankreich vor Allem gepflegt wurde und bis auf den heutigen Tag daselbst mit fortwährender und ungeschwächter Aufmerksamkeit gepflegt wird.

Sie ist und bleibt eine spezifisch französische Industrie, und alle anderen Länder, die diese Kunstfertigkeit einführen und pflegen, waren oder sind hierin von Frankreich abhängig. Die Einführung dieser Kunst in den verschiedensten Städten war auch sehr leicht. Der Künstler brauchte außer seinem einfachen, überall leicht aufstellbaren Webstuhl kein besonderes Gerath; mit demselben konnte er von Stadt zu Stadt ziehen, wo er Aufträge hatte oder solche erwarten konnte. Ein Gehülfe und ein Junge reichten für den Betrieb vollständig aus, das Material war in allen größeren Städten leicht zu beschaffen. Daher kommt es, daß wir fast täglich neue Spuren dieser Industrie in den verschiedensten Städten auf finden, und daß ein und derselbe Künstler zugleich in mehreren Orten aus begegnet.



Gardinen-Stange aus Holz, mit Ornamenten und Ketten aus Metall.

Länge 1 Meter 70 Cent. Ausgeführt von Max Frige in Berlin.

Porzellan-Fabrik in Sevres) als nationale, unabhängig von dem Wechsel der Regierungen und den Nothlagen des Landes.

Man unterscheidet in der Gobelin-Fabrikation zweierlei Arten: solche, die auf horizontaler, und solche, die auf verticaler Kette gefertigt werden. Bei dem Webstuhl mit verticaler Kette fertigt der Arbeiter die Bilder vor sich, wie sie nach der Herstellung gesehen werden; bei dem Webstuhl mit horizontal gespannter Kette hat der Arbeiter die Rückseite des Gewebes vor sich. Beide Arten haben, je nach dem Muster, ihre Vorzüge. Die erstere Art eignet sich mehr für figurliche Darstellungen, die letztere mehr für ornamentale Decorationen. Eine Unterscheidung dieser beiden Gewebe-Arten nach ihrer Fertigstellung ist, wenn die Arbeiter die gehörige Aufmerksamkeit angewendet haben, fast unmöglich.

Die Gobelins sind ihrer ganzen Natur nach eine Fest-Decoration. Für einfache Wohnräume, für Räume zum gewöhnlichen Gebrauche eignen sie sich nicht; dafür sind sie zu vornehm, zu stilistisch-eigenartig. Diese Teppiche mit ihrem reichen Figurenschmuck und landschaftlichen Darstellungen geben der Wand ein heiteres Festgepräge, ohne dieselbe in ihrer raumabschließenden Eigenschaft ganz aufzuheben; sie sind ein Mittel, den Raum in unserer Phantasie zu erweitern, in lustige Fernen auszudehnen, ohne ihn in seiner Abgeschlossenheit ganz zu zerstören. Schon in dieser Hinsicht weisen sie auf orientalische Abstammung, da ja bekanntlich im Orient die Idee des Raumabschlusses in der Wand ganz anders und viel freier zum Ausdruck kommt, als bei uns.

Aus dieser ihrer stilistischen Eigenheit ergibt sich auch, daß die Gobelins nur als Wandbehang in entsprechender Weise wirken. Als Bodenbelege finden sie eine unwürdige Verwendung; Ueberzüge von Möbeln, aus Gobelins gefertigt, sind geradezu barbarisch.

In neuerer Zeit hat sich die Imitation, mit der die Bewegung in unserem Kunstgewerbe sich einleitete, auch dieser Industrie bemächtigt, und imitierte und gemalte Gobelins machen sich aller Orten geltend. Wenn es sich hierbei um ephemerer und improvisirte Fest-Decorationen handelt, so wird wohl Niemand etwas dagegen sagen können. Ganz anders verhält sich die Sache, wenn die Imitationen im Ernste als Ersatz für Gobelins gelten wollen. Da die ganze Gobelin-Industrie eine Luxus-Industrie ist, so verträgt sie absolut nicht eine Täuschung oder Imitation.

Mit falschen Steinen und vergoldetem Kupfer prunkten nur Barbaren und Solche, deren Bildung jener der Barbaren gleicht; unechte, gemalte



Kaminschirm,

schwarz, mit getriebener und eingelegter Kupferplatte. Ausgeführt von Paul Marcus, Kammschlosser in Berlin. Ein Viertel der natürlichen Größe.



Stuhl mit gepreßtem Leder.

Entworfen und ausgeführt von E. Seeger, Möbel- und Spiegel-fabrik in Mannheim.



Stuhl in deutschem Renaissance-Stil

aus echtem Eichenholz und braun gebeizt. Entworfen von Ludwig Schmidt jun., ausgeführt in der Werkstatt für Tischlerei und Holzbildhauerei von Georg Schmidt zu Marburg (Hessen).

Während aber im Laufe der Zeiten alle diese Werkstätten wieder verschwanden, erhielten sie sich in Frankreich durch besondere Begünstigung des Staates in compacter Masse und sind als Staats-Institut heute der Ruhm des industriellen Frankreichs.

Die Gobelin-Fabrikation hat eine der Porzellan-Industrie ähnliche Geschichte. Wie es früher als ein Privilegium des Herrschers angesehen ward, eine eigene Porzellan-Fabrik zu besitzen, so galt der Besitz einer Gobelin-Fabrik als ein gewisses Attribut des Thrones, und dies erklärt die mannigfachen Bemühungen, solche Industrien einheimisch zu machen. Ein gewinnbringendes Unternehmen waren diese Fabriken so wenig, wie Porzellan-Fabriken, und sie konnten nur durch große Zuschüsse erhalten werden. Mit dem Aufhören der Zuschüsse, herbeigeführt durch den Tod des Herrschers oder ungünstige Zeitverhältnisse, gingen die Gobelin-Fabriken in Deutschland, wie auch zahlreiche Porzellan-Fabriken, ein. Nur in Frankreich hielt sich diese Industrie (wie die

zum Ausdruck zu bringen verstanden hat, wird mit dem größten Vermögen nicht im Stande sein, jene Genüsse sich und Anderen zu verschaffen, die der Luxus bieten kann.

Josef Stadbauer.

(Fortsetzung von Seite 231.)

Die bedenkliche Annäherung Rußlands an die natürliche Grenze zwischen Mittelasien und Südasien, den Hindukusch, — vom Himalaya nicht zu reden —, veranlaßte England Ende der siebziger Jahre abermals, sich in die inneren Angelegenheiten Afghanistans zu mischen. Als 1879 vollends eine russische Spezial-Mission unter Führung des Obersten Stoljetow in Kabul erschienen war und die indo-britische Regierung begründeten Verdacht schöpfte, es würden in der Hauptstadt von Afghanistan Abmachungen stattfinden, welche den Einfluß Englands lähmen könnten, entspann sich zwischen dem Emir und England eine diplomatische Campagne, welcher der zweite britisch-afghanische Krieg folgte. Kabul wurde nun zum zweiten Male von englischen Truppen besetzt, und damit hatte Albion in Caetta, an der Grenze zwischen Afghanistan und Beludschistan, dauernd Fuß gefaßt.

Unterdessen hatten die Turkmene, die Völkergeißel Mittelasiens, den benachbarten Russen sich unangenehm gemacht. Im Uebrigen hatten sie unsägliches Unglück über das offene persische Hochland gebracht; zumal am Atrek-Flusse war die Hölle der Perser, wohin sie im Jörn sich selber verwanfchten. Denn dort raffelte es in jeder der bienenkorbförmigen Hütten von den Ketten furchtbar mißhandelter Sklaven. Im raschen Ueberfalle wurden Gefangene gemacht, dann bei der Flucht an den Bügel gebunden, mitgeschleppt oder zusammengehauen, wenn sie nicht mehr weiter konnten. Mit solchen Nachbarn mußte Rußland früher oder später zusammenstoßen. Als in England die Absichten des Czaren bekannt wurden, begann das alte Eifersuchtspiel. Aber während die englischen Staatsmänner diplomatische Noten schrieben, war Rußland unablässig an Ort und Stelle thätig. In aller Stille erwarb es von Persien die Insel Aschuraba an der Mündung des Atrek-Flusses in das Kaspi-See, rückte alsdann, — gleichfalls unter Zustimmung der schwachen Regierung von Teheran, — die Grenze Persiens vom Gebiete der Zomud-Turkmene bis zum Atrek zurück und besetzte einen Theil dieses Thales, als zukünftige Operations-Linie gegen Merw und Herat. Später sind „wissenschaftliche Missionen“ auch über den Oxus gegangen, um Balkh, — eine afghanische Provinz nördlich des Hindukusch, — zu berühren, und kurz nach Beendigung des letzten russisch-türkischen Krieges hieß es, daß russische Offiziere auch Merw „besucht“ hätten. Welche Folgen dieser „Besuch“ der „Königin der Welt“ nach sich zog, ist bekannt; er führte zur Schlacht von Geotkepe und zur Vernichtung der Unabhängigkeit der Tekke-Turkmene, deren Hauptstadt Merw in eine russische Garnisonstadt umgewandelt wurde.

Seit der Einverleibung des Turkmenen Gebietes in das russische Reich geht die sogenannte „afghanische Grenzfrage“ in der Welt um. In so wenig fest begründeten Reichen, wie sie Asien aufweist, und in Anbetracht der weiten Länderstrecken, in denen die offizielle Autorität nicht zum Ausdruck kommt, stehen gewisse Grenzfragen beständig in der Schwebe. Zwischen Turkmenen und Afghanen konnten solche Zustände keine Rolle spielen; anders zwischen Rußland und England. Ersteres hatte das Turkmenen-Gebiet erworben und sah sich nun gezwungen, eine sichere Grenzlinie festzustellen, in Uebereinstimmung mit England, welches über Afghanistan das Patronat ausübt. England fürchtete mit Recht schlimme Konsequenzen für Herat, dem sich Rußland so bedeutend genähert hatte. Dieses Herat liegt an einem jener nach Norden strömenden und in der Wüste verfließenden Flüsse, — Heri Rud, weiterhin Ledjshend genannt, — und ist von einer schönen Ebene, mit Weingärten und bewässerten Wiesen, umgeben. Im Innern hat es überwölbtte Bazarstraßen, wo alle Völker des Ostens: Jnder, Afghanen, Turkmene, Juden, sich zusammenfinden; im Uebrigen aber ist es eine Ruine, wie alle Städte des iranischen Hochlandes. Das nicht sehr widerstandsfähige Castell wurde neuerdings durch englische Offiziere bedeutend verstärkt.

Zur Feststellung der definitiven Grenze wurde eine gemischte englisch-russische Commission an Ort und Stelle gesendet, welche sich jedoch, in Folge von Meinungs-Unterschieden, wiederholt gezwungen sah, ihre Arbeiten zu unterbrechen. England witterte nämlich hinter jedem Maulwurfshügel eine strategisch bedeutsame Position. Schon vor zwei Jahrzehnten hatte es in Turkestan sogenannte „Schlüssel“ von Indien entdeckt. Man bezeichnete als solche die Hauptstädte des afghanischen Turkestan: Kaimane, Kumbuz, Balkh; alsdann zuvörderst Merw. Seitdem ist dieses russisch geworden, ohne daß die Kosaken das Thor nach Indien eingedrungen hätten; die Gefahr kann demnach so groß nicht gewesen sein. Bald darauf wurde Herat für den Schlüssel von Indien erklärt. Die Russen gaben sich damit zufrieden und versicherten, nicht nach Herat gehen zu wollen. Als sie aber die vorerwähnte sichere Grenze zwischen Turkmenen und Afghanen wünschten, tauchten plötzlich neue Schlüssel auf; zuvörderst Zulkifar, — das gar keinen strategischen Punkt abgeben kann, weil das Grenzgebirge auf mindestens vier anderen Wegen mit Geschützen zu passiren ist, — dann Merwischkat u. s. w.

Die Grenzfrage ist noch heute nicht geregelt. Unterdessen sind in Afghanistan selbst bedenkliche Reibereien zwischen einzelnen der dortigen Stämme ausgebrochen, hinter welchen England abermals die vorbereitende Hand Rußlands wittert. Um diese Sachlage zu verstehen, muß man wissen, daß die Bevölkerung Afghanistans nicht einheitlicher Abstammung, sondern ein buntes Gemisch von Stämmen iranischer und tatarischer Abkunft ist. Die herrschende Klasse sind aber die Afghanen. Nach Herkunft und Sprache dem arisch-indischen Stamme zunächststehend, überragen sie an kriegerischer Kraft und Ausdauer alle Mittelasiaten, und sind auch als Eroberer aufgetreten, so oft es einem Häuptling gelang, die getheilten Stämme unter einen Turban zu bringen. Die Afghanen sind Sunniten, und ihren Eifer als solche haben sie von Alters her, namentlich im Abschlagen der indischen Ghendjener, gezeigt. Bei Panipott (westlich von Delhi) schlugten die Durani im Jahre 1760 erbarmungslos die gold- und perlen-geschmückten Mahratten. Noch früher, — ungefähr ein Jahrzehnt vorher, — hatte Sultan Mahmud von Ghazna sich zur Rolle des Eroberers berufen gemeint und das persische Saffidenreich in Trümmer geschlagen.

Die vorgenannten Durani sind der zahlreichste Stamm der Afghanen. Der nächstgrößte Stamm ist der der Ghilzai, deren Gebiet sich im Süden und Westen von Kabul, der Durani-Hauptstadt, erstreckt und die Stadt Ghazna, wo der große Dichter Firdusi sein berühmtes Epos „Schahnameh“ schrieb, zum Mittelpunkt hat. Diese beiden Stämme sind es, welche sich gegenwärtig behaupten und in blutigen Schlachten aufreiben. Wenn auch solchen Stammesfehden weittragende politische Bedeutung nicht beigemessen werden kann, so ist es

für England doch empfindlich, daß in dem Augenblicke, wo Rußland auf dem Paropamisus die Grenzwaage bezogen hat, im Innern von Afghanistan blutige Wirren ausgebrochen sind, die ein gefährliches Präcedenz für künftige Einmischungen und Intriguen des Czarenreiches abgeben könnten.

Wie nämlich die Dinge liegen, ist Indien nur von Afghanistan aus zu schützen. Die Idee einer Befestigung der „Indus-Linie“, wie sie im britischen Parlamente wiederholt zur Sprache gebracht wurde, ist ein Unding. Gegen die Indus-Linie spricht zunächst ihre außergewöhnlich große Ausdehnung (110 geographische Meilen), dann die große Entfernung der zu schaffenden Waffenplätze von einander, und nicht zuletzt der geringe Werth, welcher dem Indus-Thale als Defensiv-Linie innewohnt. Ein starker Angreifer, der einmal das iranische Hochland hinter sich hat, hat die schwierigsten Operationen überstanden und würde, in das Indus-Thal hinabgestiegen, um so leichteres Spiel haben, als sein Erscheinen daselbst von der nachhaltigsten moralischen Wirkung auf die indischen Grenzvölker sein würde. Ganz anders aber verhält es sich, wenn England jeden Zug Rußlands mit einem Gegenzuge beantwortet. In Afghanistan giebt es zwei strategische Positionen von größter Wichtigkeit: Ghazna und Kandahar; in dritter Reihe steht Kabul. Die ersteren zwei Punkte decken alle Wege nach Indien, und diese wurden seit jeher von Karawanen und Kriegsheeren eingeschlagen. Auch Alexander der Große hatte sie betreten; Sultan Mahmud, der Ghaznavide, verbreitete von Ghazna aus den Islam und seine Herrschaft über den Osten weiter; Timur, Baber Khan, Nadir Shah u. s. w. würden nie in Indien eingedrungen sein, hätten sie nicht jene wichtigen Punkte auf dem afghanischen Tafellande in Händen gehabt.

Von Kabul aus ist nur eine gangbare Verbindung mit Turkestan möglich, durch die sogenannten Bamiyan-Pässe. Aber selbst der leichteste derselben besteht aus einer Reihe von sechs Pässen, in einer Entfernung von einander, die einer Reise durch sämtliche Schweizer-Alpen gleichkommt. Der höchste Paßweg ist 12,000 Fuß hoch, und daneben ragt der Koh-i-Baba (Kohi-Baba) bis zu einer Höhe von 17,000 Fuß empor, also weit über den Montblanc-Gipfel. Diesen Weg hatte Alexanders des Großen Heer unter unsäglichem Strapazen zurückgelegt. Seit Stoljetow's Reise kennen ihn die Russen genau. Man begreift daher, weshalb sie gegen Herat drängen, wo sie den Hindukusch umgehen und auf dem verhältnismäßig bequemen Wege über den Paropamisus, der westlichen Fortsetzung des Hindukusch, rascher und gefahrloser in Afghanistan einbrechen und die directe indische Route, einst die „Königsstraße“, über Kandahar einschlagen können.

Radrennen verboten.

Die deutsche Frau nach französischem Urtheil.

Von Gustav Kukulisch.

Wenn alle Bücher, welche bereits über die Frauen geschrieben worden sind, vereinigt würden, so brächte man eine fantastische Bibliothek zusammen. Und doch ist es noch gar nicht so lange her, daß man überhaupt begonnen hat, über das Wesen und die Natur der Frau nachzudenken. Unsere Vorfahren ließen es sich genügen, die Frauen zu lieben und zu verehren, für sie zu leben und nöthigenfalls auch zu sterben; aber die gewaltige Kraft, welche in dem scheinbar schwachen Weibe liegt, haben sie nicht verstanden. Erst in den letzten hundert Jahren ist man daran gegangen, diese Macht, welche in alle Lebensverhältnisse tief eingreift, richtig zu erfassen und zu würdigen. Insbesondere in unserer nüchternen Zeit ist die Frau nicht bloß der Gegenstand der Liebe und der Dichtkunst, sondern auch des Gedankens und des Calculs. Solche Untersuchungen sind allerdings nicht poetisch, aber gewiß nützlich; sie lehren uns den unermesslichen Werth des Schases, den die Menschheit an dem schönen Geschlechte hat, erst recht begreifen.

Allein nicht überall ist die Frau dieselbe; ihre Stellung und Bedeutung ist bei den einzelnen Völkern nach der Verschiedenheit der Sitten und Gewohnheiten eine andere, und aus ihrer Eigenart vermögen wir daher am besten den Charakter des Volkes zu erkennen, welchem sie angehört. Von diesen Gesichtspunkten aus hat jüngst ein Franzose, oder vielmehr ein französisch schreibender Schweizer, John Grand-Carteret, seine Beobachtungen über die deutschen Frauen veröffentlicht: „La femme en Allemagne“ (Paris, Louis Westhauser).

Ein französisches Buch über die deutschen Frauen? Unwillkürlich bringen wir einer solchen Publication von vornherein Mißtrauen entgegen, und das kann nach den Erfahrungen, die wir mit ähnlichen Schriften unserer westlichen Nachbarn gemacht haben, gewiß nicht Wunder nehmen. Was ist von jener Seite der deutschen Frau nicht Alles schon nachgesagt worden! Tifft und Genossen hatten für sie nichts, als Spott und Hohn, und selbst vor der Verleumdung schredten sie nicht zurück. Um so angenehmer werden wir aber durch das Werk Grand-Carteret's überrascht. Der Verfasser hat bereits zwei sehr anerkannterwerthe Versuche gemacht, seinen Landsleuten das Verständniß für deutsches Wesen und deutsche Art näher zu bringen, — eine Besprechung seines Buches „La Caricature en Allemagne“ wurde vor Kurzem in diesem Blatte veröffentlicht, — und auch in der hier in Rede stehenden Schrift zeichnet er sich durch ein gerechtes, wohlmeinendes, meist zutreffendes Urtheil aus. Das Werk ist um so interessanter, als darin alle Stände besprochen und die deutschen Verhältnisse mit den Zuständen Frankreichs in Vergleich gezogen werden.

Carteret zeigt uns, wodurch die deutsche Frau der Französin überlegen ist; er macht uns aber auch nachdrücklich darauf aufmerksam, welcher Vorzüge sich die letztere rühmen darf. Eine einzige Stelle enthält in kurzen Zügen den Kern des ganzen Buches. „Ich weiß sehr wohl“, sagt der Verfasser, „was man der deutschen Frau vorwerfen kann: sie ist oft plump und schwerfällig, sie weiß nicht jene allerliebsten Nüchternheiten zu sagen, welche so geistvoll zu sein scheinen und doch mit dem gesprochenen Wort in Nichts zerfallen; sie ist kein Gegenstand der Kunst, des Luxus und der Anmuth. Aber wenn man sie sieht, wie sie ihr Hauswesen leitet, stets voll lieblicher Freundlichkeit, mehr sentimental, als leidenschaftlich, dann wird man den bezaubernden Reiz verstehen, welchen sie ausstrahlt, und die Liebe, die sie einflößen kann.“ Dieser Satz zieht sich wie ein rother Faden durch das Buch, und bei jeder Gelegenheit wird der Leser immer wieder daran erinnert: die Deutsche ist mehr Mutter, mehr Hausfrau, als Weltbäuerin. Und diese

Eigenschaft schreibt der Verfasser den Frauen aller Stände zu. Auch die Fürstin ist in Deutschland die Hausfrau, welche ihrem Haushalte ebenso gewissenhaft vorsteht und sich ihren täglichen Aufgaben mit derselben Freudigkeit hingiebt, wie die Frau aus dem Volke.

Damit hat der Verfasser unzweifelhaft das Richtige getroffen. Das eigentliche Gebiet der Frau war bei uns jederzeit das Haus. Das ist ihr Reich, in dem sie als Königin gebietet; hier ist sie die Trägerin des Glückes und des Friedens, die unermüdet sorgende Mutter, der Segen des Mannes, der Genius eines ganzen Lebens. Aber das Haus ist nicht nur ihr Reich, es ist auch ihr eigenes Werk. Alle die unendlich vielen kleinen Arbeiten, die sie vom Morgen bis zum Abend mit ihren stets rastlosen Händen verrichtet, geben dem Hause den unbeschreiblichen Duft der Weiblichkeit und machen es zu dem wohligen Heim, in das der Mann nach der Last des Tages gern zu den Seinen und zu sich selber kommt.

Nun darf man aber nicht glauben, daß Carteret die Meinung erwecken wolle, als ob sich die Französin im Gegensatz zu ihrer germanischen Schwester um das Hauswesen gar nicht kümmere. Keineswegs; die französische Frau thut auch ihre Pflicht, aber sie geht in der Erfüllung derselben nicht mit der gleichen Hingebung auf. Den Hauptunterschied zwischen beiden Rassen sieht der Verfasser eben darin, daß die Deutsche ihrem innersten Wesen nach bürgerlich ist, die Französin dagegen aristokratisch. Diese Eigentümlichkeiten findet er wieder haben und dräben bei allen Klassen vertreten, und er nimmt selbst die souveränen Fürstenhäuser nicht aus. Ja, er behauptet, daß die Deutschen überhaupt keine wahre Aristokratie hätten. Nur an einem einzigen Orte giebt er die Existenz einer solchen zu: in Wien. Da allein sei die Grands-dame vertreten, da herrsche die Weltbäuerin mit allen vornehmen Mäuren. „Wenn man sich“, sagt er, „eine Vorstellung von dem Unterschiede der factisch-orientalischen Art in Wien und der protestantisch-secularen in Berlin machen will, so braucht man nur die Töchter der beiden Kaiser, die Erzherzogin Gisela und die Großherzogin von Baden, zu vergleichen: jene eine fürstliche Grands-dame, diese eine einfache Frau.“ Und den Unterschied dehnt er auf die Wienerin überhaupt aus, die sich ebenfalls durch ihren Chic und ihre Gefälligkeit der Französin nähert.

Aber auch die Berlinerin nimmt Carteret gegen den Spott, den sie von anderer Seite erfahren, in Schutz. Zunächst macht er die sehr wahre Bemerkung, daß es eigentlich müßig sei, von Berlinerinnen zu sprechen, denn die seien schwer zu finden. In der That sind die Berliner und Berlinerinnen an der Spree keine allzu häufigen Erscheinungen. Man kann oft in zahlreicher Gesellschaft herumjucken, wie viel man will, ohne Jemanden zu treffen, der wirklich mit Spreewasser getauft wäre. Der enorme Zuwachs der Bevölkerung, den die deutsche Reichshauptstadt in erstaunlich kurzer Zeit erhalten, kann sich ja natürlich nur durch den fortwährenden Zuzug aus den Provinzen erklären, und daher überall die vielen Pommern, Posenen, Schlesier, Rheinländer, Westfalen u. s. w., — aber nur verhältnismäßig wenig Berliner. Carteret meint nun, daß es um die sporadisch auftretenden Berlinerinnen gar nicht so schlimm bestellt sei. Die großen Fäße und die dicken Arme läßt er freilich gelten, aber er verwahrt die Berlinerin mit Entschiedenheit gegen die Unterstellung, als ob sie eine lächerliche Caricatur wäre. Ueberhaupt tritt er den falschen Urtheilen, welche von seinen Landsleuten über das deutsche Familienleben und die deutschen Frauen vielfach ausgesprochen wurden, scharf entgegen.

Was er aber besonders hervorhebt, das ist der Respect, den die Männer in Deutschland allenthalben dem weiblichen Geschlechte entgegenbringen, und zwar nicht bloß den verheiratheten Frauen, sondern auch den Mädchen. Die Letzteren scheinen ihm heute allerdings schon ganz anders geartet zu sein, als ehemals. Und wir müssen ihm darin Recht geben, denn der Badfisch der guten alten Zeit ist thatsächlich verschwunden. Das junge Mädchen ist auch bei uns jetzt mehr eine „schattense modern“, was wir nicht eben zu beklagen brauchen. Aber zwischen dem deutschen und dem französischen Badfisch liegt nach der Ansicht des Verfassers „tout un monde“. Die Deutsche genießt eine viel freiere Erziehung, sie ist demnach auch selbständiger und bewegt sich weit ungezwungener; sie wird von der männlichen Jugend durch nichts abgeschlossen, aber der Verkehr mit derselben bleibt stets ein harmloser. Die junge Französin dagegen wird der Außenwelt möglichst entzogen. Ihr Ideal ist, einst „Madame“ genannt zu werden; die Deutsche schwärmt aber für einen Titel; Frau Doctor, Frau Professor, Frau Lieutenant zu werden, — das ist das Ziel ihrer Wünsche.

Man kann aus Alledem ersehen, daß Carteret scharf zu beobachten weiß, und wenn ihm auch hier und da ein Irrthum unterlaufen ist, so thut das der Vortrefflichkeit des Buches, das auch mit vielen Illustrationen geschmückt ist, keinen Abbruch. Es wäre zu wünschen, daß deutsches Wesen und deutscher Sinn immer so freundliche Beurtheiler fänden.

Radrennen verboten.

Der Gaisbock von Lambrecht.

Von Hugo Weise.

Dem Reisenden, welcher die durch ihre vielen Tunneln besonders bemerkbare Strecke der pfälzischen Ludwigsbahn von Ludwigshafen nach Kaiserslautern mit dem Dampfboje durchreißt, fällt die nach Neustadt a. d. Haardt folgende Bahnhofsstation Lambrecht vortheilhaft in's Auge. Umhüllten von grünen Wiesen und dunklen, hohen Bergen, gewährt das Städtchen einen lieblichen, malerischen Anblick. Einstmals durch seine von eingewanderten Wallonen zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts eingeführte Tuch-Fabrikation weltberühmt, verbandt der Ort sein Entstehen einem 177 zu Ehren des Märtyrers St. Lambertus gegründeten Nonnenkloster, in welches im Laufe der Zeit viele Töchter des reichbegüterten pfälzischen Adels eintraten; durch Legate gewann das Kloster ein bedeutendes Vermögen und erhielt namentlich große Waldungen in der Umgegend zu Eigenthum. Zu den Berechtigungen, welche ihm zugewiesen wurden, und die später, nach Aufhebung des Klosters, auf die bürgerliche Gemeinde Lambrecht übergingen, gehörte das Recht, das dem Kloster gehörige Vieh in bestimmten Schlägen der Waldungen des etwa vier Stunden von Lambrecht entfernten Städtchens Weidesheim weiden zu dürfen.

Dieses uralte und heute noch ausgeübte Recht wurde den Nonnen von Lambrecht im Jahre 1404 vom Kaiser Ruprecht

als „altes Herkommen“ bestätigt. Als Gegenleistung hierfür hat aber Lambrecht alljährlich am Pfingstdienstag vor Sonnenaufgang einen Gaisbock nach Deidesheim zu liefern, dessen Führer immer der jüngste Bürger von Lambrecht sein muß, d. h. derjenige, welcher sich vor dem Ablieferungstage zuletzt verheiratet hat. Dieser muß den Gaisbock in der Nacht nach Deidesheim zu Fuß transportieren und dort an den auf dem Rathhause versammelten Gemeinderath abliefern. Eine weitere Urkunde vom Jahre 1534 bestätigt ebenfalls den „seit unfürdentlichen Zeiten“ bestehenden Gebrauch; selbst Napoleon I. erneuerte im Jahre 1808, am 26. Mai, im Lager zu Burgos in Spanien den Vertrag, mit der ausdrücklichen Beifügung: „Sous la condition cependant de fournir annuellement comme jusqu'à présent un bon bœuf ou bien capable.“

Daß dieser, bis auf den heutigen Tag erhaltene Brauch bei seiner Ausführung sowohl in Lambrecht, wie in Deidesheim der ganzen Bevölkerung, und namentlich der lieben Schuljugend, immer von Neuem Anlaß zu heiteren und belustigenden Scenen giebt, ist erklärlich. Da der zuletzt verheiratete Bürger den Bod führen muß, werden kurz vor Pfingsten verhältnismäßig wenig Ehen in Lambrecht geschlossen, weil Keiner der Letzte sein will.

Am Pfingstmontag wird der festlich geschmückte Bod in Lambrecht von dem Gaishirten zur Bestätigung in den Wirthschaften umhergeführt, was dem Hirten alljährlich ein recht ansehnliches Trinkgeld einbringt. Bei dem Abmarsch von Lambrecht versammeln sich um den zur Bodführung verurtheilten Jung-Bürger, der freilich den Gaishirten noch zur Begleitung mitnimmt, Freunde und Bekannte und viele Neugierige, die ihm durch allerlei scherzhafte Bemerkungen Glück auf den Weg wünschen. Und in Deidesheim ist der Stadtrath in Amtstracht, bekleidet mit Stumpfhosen, schwarzen Mänteln und Strümpfen, Schnallenschuhen und dreieckigen Hüten, im Stadthause versammelt, um den gehörnten Gast in Empfang zu nehmen; der mit anwesende Notar nimmt Akt davon.

Johannes Hüll schildert in seinem Werkchen „Neustadt a. d. Haardt und seine Umgebung“ die Ankunft des Gaisbockes in Deidesheim in recht drastischer Weise folgendermaßen: So sehen wir denn am frühen Morgen des Pfingstdienstages den Magistrat von Deidesheim präsenden, durchbohrenden Blickes, mit frisch aufgelegter Amtsmiene den Anstömmlingen entgegenzuschauen. Wie der Feldherr im Getümmel der Schlacht unverwandten Auges dorthin seine Blicke zu richten pflegt, von woher ihm neue Ueberraschungen heranziehen dürften, also späht der Magistrat nach der Gegend, wo der gehörnte Bierfäßler seinen Einzug halten wird. Denn schon „vor Sonnenaufgang“ ist es in Deidesheim lebhaft; vor dem Rathhause gruppieren sich die Neugierigen des Städtchens, weil bei Sonnenschein der Gaisbock nicht eintreffen darf, will er nicht riskiren, abgewiesen zu werden. Von den Rathsherrn schaut einer nach dem anderen zum Fenster hinaus; denn im Osten glühen schon einzelne Wölkchen, wie gemischtes Feuer und Gold, und lächeln pausbackig der Sonne entgegen, die sich eben von dem Nachtlager zu erheben scheint. „Ja, ja,“ hört man jagen, „heute kommen die Lambrechter zu spät.“ — aber siehe, im letzten Augenblick erhebt sich ein Tumult, die liebe Jugend giebt ihrem freudigen Gefühle Ausdruck, denn stolz, wie ein Löwe, selbstbewußt, wie ein römischer Triumphator, schreitet der mit Strauß und Kranz gezierter Bod durch die gaffenden Reihen. Es geht nach dem Rathhause. Ein Lächeln gleitet über das magistratische Antlitz; der hohe Rath begiebt sich hinab, um den Bod der geistlichen Inspection zu unterwerfen. Sowie derselbe „geführt“, aber nicht „gefahren“ werden darf, so bestimmt hat er in jeder anderen Beziehung den Ansprüchen zu genügen, die von einem echten und rechten Bod zu verlangen sind.

Wird der Bod nach der behördlichen Begutachtung angenommen, so erhält der Führer sein vorgeschriebenes Mahl, bestehend aus einem Handbrot mit Brot, nebst einer Flaiche Wein. Der Bod wird am selben Nachmittage, von 1/6 bis 6 Uhr, vor dem Rathhause in Deidesheim zur Versteigerung ausgetrieben. Während der Versteigerung wird eine Glocke auf dem Kirchturme geläutet, und als Eigentümer des Bodkes gilt der, welcher bei Aufhören des Läutens das letzte Gebot gethan hat. Der Steigere hat zugleich den Preis des dem Lambrechter Bürger verabreichten Käsebrodes und Weines zu entrichten. Der Bod wird in der Regel von Lambrechter oder Deidesheimer Wirthen erstanden, um dann ausgelegt zu werden; deshalb wird auch oft ein Preis erzielt, der den Werth des Thieres weit übersteigt. Nach der Auction giebt es in den verschiedenen Wirthschaften Deidesheim's Bodbier, Bodwürstchen und Bodmusik, eine Festlichkeit, die viele Fremde anzieht, was nach dem „Pfälzer Museum“, das uns bei dieser Schilderung mit als Quelle gedient hat, wohl auch ein Grund dafür sein dürfte, warum die Stadt Deidesheim an dieser alten Gerechsamkeit so zäh festhält und zu einer Umwandlung derselben in Geld bisher nicht zu bewegen gewesen ist.

Nicht immer ist der Bod von den Deidesheimern angenommen worden, was schon mehrmals den Anlaß zu langjährigen Prozessen gegeben hat.

So entstand noch im Jahre 1851 aus diesem Anlaß ein Proceß zwischen beiden Gemeinden, der sieben Jahre dauerte. In dem genannten Jahre nahm der Tribut-Bod unterwegs ein besonders störriges Wesen an, — er wollte nicht gehen. Zureden, Schimpf- und Scheltworte, Schieben und Ziehen, Driebe und Pässe, — Alles umsonst. Der Bod war eben „bodsbeynig“, der Lambrechter Geleitsmann brachte ihn nicht von der Stelle. Was thun? Nicht ohne Mühe verschaffte er sich aus einem am Wege liegenden Dorfe einen Schiebbarren, legte den gefesselten Wölkchen darauf und hielt so seinen Einzug in Deidesheim, nachdem die liebe Sonne schon längst ihre Strahlen über Berg und Thal gesendet hatte. Zudem soll das Thier auch die verträglichste Körperbeschaffenheit nicht gehabt haben. Der Magistrat von Deidesheim erkannte hierin eine bedenkliche Vertragsverletzung und nahm den gehörnten Bierfäßler nicht an. Dem Führer wurde infolgedessen auch der vertragsmäßige Jubel nicht gewährt, und es kam zu dem erwähnten Proceß, der erst im Jahre 1858 durch Urtheil des Appellations-Gerichtes Zweibrücken, und zwar zu Gunsten Lambrecht's, entschieden wurde; indeß mußte Lambrecht alle seit dem Jahre 1851 fälligen Böcke nachliefern. So kam es denn, daß am Pfingstdienstag 1859 auf einmal acht Gaisböcke an der Seite von acht Lambrechter Führern in Deidesheim ihren Einzug hielten. Die zur Zeit des Bod-Krieges in Deidesheim zurückgewiesenen und nach Lambrecht zurückgeschickten Böcke wurden daselbst regelmäßig auf dem Markte durch den Gerichtsvollzieher versteigert und der sich ergebende Winder-Erlös der Gemeinde Deidesheim in Rechnung gesetzt. Seitdem ist nun der Gaisbock wieder alljährlich am Pfingstdienstag abgeliefert und acceptirt worden.

Das ist die Geschichte vom „historischen Gaisbock in Lambrecht“, die auch schon einige Dichter zu poetischen Ergüssen begeistert hat. So machte der pfälzische Dichter Schaufert den „Gaisbock von Lambrecht“ zum Gegenstand eines Lustspiels, und der Dialect-Dichter Schandern besang denselben in einem Gedichte in pfälzischer Mundart.

Nachdruck verboten.

Epigrammatisches.

Von Paul Schönsfeld.

Einem Vielschreiber.

Drei lange Romane zu gleicher Zeit
 Veschert Du der deutschen Nation;
 Fürwahr, Freund, solche Geschwindigkeit
 Spricht jeder Erklärung Hohn.
 Ob gar mit beiden Händen zugleich
 Je einen Roman Du schmierst
 Und, auch den Kopf zu verwenden zugleich,
 Einen dritten dem Schreiber dicitst?

Theorie und Praxis.

Sie sprachen vom Theater,
 Wie unmoralisch es heut, —
 „So schmachvoll,“ sagte der Vater,
 „Daß jeglicher Groschen mich reut.“

Beim nächsten Pariser Gesange,
 Moralisch, wie sie sind,
 Sätzen im ersten Range
 Vater, Mutter und Kind.

Heißsame Schreibregeln.

I. (Für Anfänger.)

Zeit ist Geld, drum schreibe so, Poet,
 Daß Dich jeder Leser gleich verstehe;
 Müß' er zweimal eine Stelle lesen,
 Bist am längsten Du sein Freund gewesen.

II. (Für Vorgeschnitene.)

Wie sehr man klaren Stil auch preist,
 Sei immerhin ein wenig dunkel!
 Dann geht ein ehrfurchtsvoll Gemunkel
 Im Volk umher: „Welch tiefer Geist!“

Unfehlbares Anzeichen.

Wenn sich der Kunst fruchtbare Gärten lichten,
 Beginnt die Blüthezeit der Kunstgeschichten.

Esprit de corps.

Der Mann schreibt klar und vernünftig,
 Ja stellenweise sublim;
 Doch ist er heileibe nicht zünftig:
 Auf, zünftige, nieder mit ihm!

Wunder Punkt.

„Wir singen drauf los, frisch, fröhlich und frei,
 Wie uns der Schnabel gewachsen.“ —
 Gern gön'n' ich es Euch, nur dünkt mich, er sei
 Ist höchst miserabel gewachsen.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Gute Kameraden. Von R. Warthmüller. Siehe das Bild, Seite 236. — „Na, was macht denn mein Mädchen? Brav gewesen, nicht wahr? Komm, alter Freund, komm, nun wollen wir wieder plaudern!“ Und der muntere Staar läßt sich das nicht zweimal sagen; voll Freude neigt er sich zu dem Gitter des Käfigs und ruft dem alten Grenadier ein herzliches Willkommen zu. Dann verläßt er das Bauer, setzt sich dem Gebieter auf die Schulter, pfeift fröhliche Weisen und schnattert seine ganze Weisheit dem gutmüthigen Gemossen in die Ohren. Und wie gern hört ihm der weiterfeste Krieger zu und lacht und schäkert und freut sich wie ein Kind über die Alotria seines ausgelassenen Vieblings! Er steht allein, hat weder Gut noch Geld, hat nichts, als seine Ehre. Einst glühte wohl sein Herz für manches schöne Kind; doch das rauhe Kriegshandwerk gönnte ihm nicht das Glück, ein trautes Weib sein eigen zu nennen. Aber der wadere Grenadier ist deshalb nicht zum Kopfhänger geworden, denn zur Sentimentalität hat er nun einmal durchaus kein Talent; nein, er ist ein lustiger Gesell geblieben, der im Kreise froher Jecher, beim vollen Glase, sehr wohl Bescheid weiß. Und wenn die stillen Stunden kommen mit ihren Erinnerungen, oft recht trüber Art, dann läßt er sich von seinem allzeit fidelen Mah die lästigen Grillen vertreiben. Einen besseren Freund hat er in der ganzen Welt nicht. Niemand versteht ihn so gut, Niemand weiß sich bei ihm so einzuschmeicheln, wie sein treuer Staar mit den niemals versiegenden Schnurren. Darum hat er ihn aber auch in sein Herz geschlossen und hegt und pflegt ihn als seinen guten, feinen besten Kameraden. R. E.



Berlin. — Der deutsch-nationale Frauenbund, der u. A. auch den Zweck verfolgt, für ausreichende Krankenpflege in den deutschen Kolonien zu sorgen, gab lately seiner bisherigen ersten Vorsitzenden, der Freiin Frieda von Bülow, ein Abschiedsmahl. Die genannte Dame begiebt sich nach den deutschen Kolonien in Ostafrika, um daselbst ein Krankenhaus anzulegen und zu leiten. An ihrer Stelle wurde Gräfin Martha Pfeil zur ersten Vorsitzenden des Bundes gewählt.

Der Verein der Künstlerinnen und Kunstfreundinnen kann sich, wie in der jüngst gehaltenen Jahresversammlung

festgestellt wurde, einer steten Fortentwicklung rühmen. Der Kaiser und die Kaiserin bewiesen dem Vereine durch Ankauf von Bildern von Neuem ihre Huld; das Ministerium des Unterrichts gewährte wieder eine Beihilfe von fünfzehnhundert Mark. Die Zeichenschule wurde von vierhundert Schülerinnen besucht; das Zeichenlehrerinnen-Examen bestanden neun Damen für höhere Schulen, eine für Mittelschulen.

Fräulein Marie Barany, das beliebte Mitglied des Schauspielhauses, scheidet mit Schluß dieses Monats aus dem Verbanne desselben.

Mainz. — Die in Frankreich vielfach übliche Krönung von Rosenbräuten ist hier vor längerer Zeit durch eine Stiftung der Frau Staatsminister von Oberstein, einer geborenen Gräfin de Broffe, eingeführt worden. Die Stiftung besteht in einem Ehrenpreise von fünfshundert Gulden, der in diesem Jahre einem Mädchen verliehen wurde, das sich durch weibliche Tugend und treue Erfüllung seiner Kindespflichten hervorgethan hat.

Stuttgart. — Eine seltene Ehre wurde am 11. Mai dem Casino des württembergischen Grenadier-Regiments „Königin Olga“ zu Theil. Der Chef des Regiments, Königin Olga von Württemberg, stattete dem neu eingerichteten Hause in eigener Person einen Besuch ab, begleitet von der Großfürstin Vera von Rußland. Festerlich empfangen, nahm die Königin aus der Hand des Kommandeurs ein Glas Champagner entgegen, trank erst auf das Wohl des Königs Karl und brachte sodann, nach einer mäßigen Ansprache, ein Hoch auf ihr Regiment aus.

Wien. — Die Kronprinzessin Stephanie hat, nachdem sie, von einer kleinen Unterbrechung abgesehen, beinahe drei Monate in Abbazia gewohnt, den Kurort wieder verlassen. Der Aufenthalt daselbst hat die Gesundheit der hohen Frau vollständig wieder hergestellt.

Große Ehrenbezeugungen wurden Charlotte Wolter zu Theil, die am 15. Mai das Jubiläum ihres fünfshundzwanzigjährigen Wirkens am Wiener Burgtheater beging. Die berühmte Tragödin ist während der genannten Zeit in einhundertvierzehn Stücken 1764 Mal aufgetreten; am Jubiläums-Abend spielte sie die „Sappho“. Auf diese Rolle bezog sich auch die Festgabe ihrer Collegen: eine Pyra aus Ebenholz, verziert mit einem Vasrelief in getriebenem Silber, das die Künstlerin als Sappho darstellt. Der Gemeinderath von Wien ließ Frau Wolter durch den Bürgermeister Namens der Stadt begrüßen. Von nah und fern wurden der Jubilarin Glückwünsche und kostbare Gaben dargebracht; Kaiser Franz Joseph bereichte ihr ein Brillanten-Armband.

Der Verein der Schriftstellerinnen und Künstlerinnen, der lehtin seine dritte Generalversammlung hielt, zählt zweihundertsechzig ordentliche und hundertachtundsechzig unterstützende Mitglieder. Von den Ersteren sind siebenunddreißig Damen Schriftstellerinnen, zwanzig Malerinnen, eine Bildhauerin, vier Musikerinnen. Das Vereins-Vermögen beträgt 5365 Gulden.

Die Frage der Toiletten von Bühnenkünstlerinnen erhielt durch Fräulein Stella von Hohenfels die beliebte Vertreterin des jugendlichen Fachs am Burgtheater, eine neue, interessante Anregung. Es handelt sich hierbei darum, ob die Schauspielerinnen den für moderne Novitäten nothwendigen eleganten und kostspieligen Koben-Aufwand aus ihrer, dementsprechend hoch bemessenen Gage zu bestreiten haben, oder ob die Direction, unter Herabminderung der Gage, die nöthige Garderobe den Künstlerinnen liefern solle, wie dies beispielsweise bei den sogenannten Kostüm-Stücken der Fall ist. Fräulein Hohenfels bestrebt sich seit Jahren, eine Lösung dieser Frage in letzterem Sinne herbeizuführen; aber der Erfolg, der ihr auf der Bühne sonst so treu ist, begleitete sie bei diesem Unternehmen bisher in keiner Weise. Der Umstand, daß die Künstlerin in den meisten modernen Novitäten hervorragende Verwendung findet und also genöthigt ist, einen, ihren wechselnden Rollen angemessenen Toiletten-Luxus zu entfalten, hat ihr eine Erlebigung dieser wichtigen Frage in der eingangs angedeuteten Weise nahegelegt. Der bevorstehende Schluß der Theater-Saison gestattete der Künstlerin, in diesem Jahre jezt schon eine Bilanz in Toiletten-Dingen zu ziehen, und es stellte sich nach einer nur flüchtigen Prüfung der Schneider-Rechnungen heraus, daß die darstellende Kunst der neuen Zeit ihren Jüngerinnen Opfer auferlegt, die in gar keinem Verhältniß zu den materiellen Vortheilen stehen. Die Anforderungen, welche an die durch den Charakter der neuen Salonstücke begründete Eleganz und vornehme Kostümierung der Schauspielerinnen gestellt werden, überragen bei Weitem die Beträge, welche für die Befreiung dieser Ausgaben angelegt sind. Fräulein von Hohenfels bezieht eine Gage von dreizehntausend Gulden und hat dafür, wie alle übrigen Mitglieder des Burgtheaters, die Verpflichtung, in allen Stücken, die nicht im historischen Kostüm dargestellt werden, die Garderobe selbst zu beschaffen. Die vielbeschäftigte Künstlerin findet nun hierbei nicht ihre Rechnung und hat daher, wie schon öfters, wieder die Bitte vorgetragen, daß die Direction die Gage lieber beträchtlich vermindern, dafür aber die Befreiung der Koben übernehmen möge. Die Direction hat sich über diesen Antrag zwar noch nicht endgültig geäußert, doch ist kaum zu erwarten, daß den Wünschen des Fräulein von Hohenfels Rechnung getragen wird, da dadurch eine vollständige Revolution in der Theater-Verwaltung herbeigeführt werden würde, zu geschweigen von der Eiferjucht der Bühnenkünstlerinnen gegen einander.

Brüssel. — Bei der Taufe des ersten Kongo-Negers, die im bischöflichen Palaste zu Mecheln stattfand, hatte die Königin Marie Henriette eine Pathenstelle übernommen. Sie machte dem Täufling, einem jungen, aufgeweckten Häuptlingssohne, der vor sieben Monaten in Belgien anlangte, eine goldene Uhr zum Geschenk.

Zu Ehren der Frau Popp, welche ihr fünfzigjähriges Jubiläum als Chef-Redacteurin des Brügger Journals (Journal de Bruges) feierte, fand hier ein Festmahl statt, an dem achtzig Personen theilnahmen. Der Chef-Redacteur des „Pricurleur“ feierte die „Löwin Flanderns“ in einem mit Jubel aufgenommenen Trinksprache. Im Namen der belgischen liberalen Presse wurde der Jubilarin eine Nachbildung des Vasreliefs „Der Gedanke“ von Henri Chapu überreicht.

Paris. — Madame Marie Dronart hat eine Biographie des deutschen Reichszanlers herausgegeben: „Fürst Bismarck, sein Leben und sein Wirken.“ Obwohl das Buch für deutsche Leser nichts Neues enthält, ja sogar manches Falsche, da die Verfasserin eben nur eine compilatorische Arbeit lieferte und ihr die genaue Kenntniß der Verhältnisse abgeht, so ist doch immerhin das Erscheinen einer französischen Bismarck-Biographie eine erwähnenswerthe Thatfache.

Madame A. Soudray, eine Verwandte des berühmten Reisenden Dumont d'Urville, hat das Leben desselben in einem jüngst erschienenen Buche beschrieben. Dumont d'Urville unternahm in den zwanziger und dreißiger Jahren mehrere Reisen um die



Gute Kameraden. Nach einer Gouache von R. Warthmüller. — Siehe Seite 235.

Erde und machte hierbei zahlreiche, für die Wissenschaft wichtige Entdeckungen. Allen Gefahren glücklich entronnen, kam er am 8. Mai 1842, bei dem großen Unfälle auf der Paris-Versailler Eisenbahn, um's Leben. Durch die Beschreibung der abenteuerlichen Erlebnisse des Weltreisenden bietet das Werk der Madame Soudray vieles Interesse.

Baroness Helene von Rothschild, einzige Tochter des verstorbenen Barons Salomon Rothschild, wird sich mit einem belgischen Offizier, Kapitän van Zuylen, vermählen. Der Bräutigam wird seinen Abschied aus der belgischen Armee nehmen, und seine Verlobte hat bereits in der Nähe der Champs Elyées ein prächtiges Palais gekauft, welches das junge Paar in Zukunft zu bewohnen gedenkt. — Bei der Gelegenheit sei erwähnt, daß das Testament der vor einigen Monaten zu Paris verstorbenen Baronin James Rothschild jetzt auch von ihren in England lebenden beiden Söhnen, Gustav Samuel James und Edmund James Rothschild, die zu Testaments-Vollstreckern ernannt waren, seine legale Anerkennung und Beglaubigung erhalten hat. Die Hinterlassenschaft der Verbliebenen beläuft sich allein in England auf 377.000 Pfund Sterling. Das Schloß Ferrières mit seinen kostbaren Kunstschätzen, das im Kriege von 1870-71 einige Zeit dem Könige Wilhelm von Preußen als Hauptquartier diente, erbt Baron Alfred von Rothschild, der Chef des Pariser Hauses.

Die „Citoyenne“, das Organ der Frauenrechtlerinnen in Paris, stellte die Forderung auf, daß zu Inspectoren der Markthallen künftig Frauen ernannt werden sollen. Der Grund, den das Blatt anführt, ist stichhaltig genug. Frauen, sagt es, laufen die Bedürfnisse des Hauses ein und bereiten sie für den Tisch zu; folglich müssen sie sich auch am besten auf die Qualität der zu Markte gebrachten Schwaaren verstehen.

Im Alter von achtzig Jahren verstarb hier eine Frau, Madame Porcher, durch deren Hände viele Tausende von Francs in die Taschen der dramatischen Autoren geflossen sind. Früher bestand in Paris die Sitte, — und sie besteht zum Theile noch heute, — daß die renommierten Autoren sich für jede Auführung ihrer Stücke eine Anzahl von Billets ausbehangen, die sie zur freien Verfügung hatten, verkaufen oder verlaufen konnten. Scribe, ein sehr gewiegter Geschäftsmann, zog meist das Letztere vor; da er aber anspruchshalber doch nicht selber einen solchen Handel treiben durfte, bediente er sich hierbei einer Mittelsperson, des Herrn Porcher, eines ehemaligen Chéris der Glacé am Théâtre Français. Das Geschäft brachte Scribe so viel ein, daß bald andere Autoren seinem Beispiele folgten und Porcher einen wohlorganisirten Verkauf von Autoren-Billets einrichten konnte. Nach seinem Tode setzte die Witwe das Geschäft fort und erwarb ein großes Vermögen. Demselben hatte mancher talentvolle Autor in Zeiten der Noth ausreichende Hülfe zu danken. Jungen Bühnenschriftstellern, zu deren Zukunft sie Vertrauen hatte, gab sie ansehnliche Vorhüsse, und so weicht ihr mancher heute renommierte Dramatiker eine dankbare Erinnerung. Die Theater-Directoren freilich, deren Einnahmen sie verringern half, weinen ihr keine Thräne nach.

London. — In England haben nunmehr auch die amtlichen Zurüstungen für das Jubiläum der Königin Victoria begonnen. Das Unterhaus bewilligte für die Feier an der Westminster-Abtei hunderttausend Pfund Sterling. Als eine Art Vorfeier des Jubiläums konnte die Eröffnung des Volkspalastes in Ost-London, welche die Königin am 14. Mai in Person vornahm, betrachtet werden. Die Strohen, welche die hohe Frau mit den Mitgliedern der königlichen Familie und dem Gefolge passirte, waren festlich geschmückt; fünftausend Mann Truppen und zehntausend Freiwillige bildeten Spalier. Die Begrüßung seitens der Menge war feierlich. — Wohl das originellste Geschenk, welches die Königin erhalten wird, dürfte dasjenige der Straßenhöhler von Hoxton (Ost-London) sein. Die guten Leute hatten gehört, daß die hohe Frau in letzter Zeit während des Vandaufenthaltes oft in einem von Eisen gezogenen Wagen ausgefahren sei. Daraus glaubten sie, auf eine besondere Vorliebe für das Granthier schließen zu müssen, und werden nun der Jubiläarin einen gelehrigen, gut dressirten Esel als Angebinde darbringen.

Lady Blennerhassett, die auch in Deutschland durch Uebersetzung ihrer literarhistorischen Werke wohlbelannte Schriftstellerin, hat eine Biographie der Madame Staël geschrieben, die demnächst erscheinen soll. Das Material zu dem Buche sammelte die Dame während voller zwölf Jahre.

Madrid. — Die Königin Marie Christine hat in der Zeit ihrer tiefen Wittwenrauer für das Panzergeschiff „Königin-Regentia“ eine kostbare Fahne gestiftet. Zehneinhalb Meter lang und sechsundhalb Meter breit, wurde die Fahne ganz allein von der Königin angefertigt.

Canovas del Castillo, der ehemalige spanische Minister-Präsident, wird sich im Sommer mit der Marquise Goaquina de Puente y Solomayor, einer reichen, jungen Erbin, vermählen. Canovas ist sechzig Jahre alt und seit dreißig Jahren Witwer; Kinder aus erster Ehe besitzt er nicht.

Newyork. — Bei dem hundertjährigen Jubiläum des Columbia-College's in Newyork wurden auch drei Frauen zu Ehren-Doctoren ernannt: Miß Freeman, die Leiterin der Wellesley Frauen-Universität, Miß Edwards, die an derselben Anstalt thätig ist, und Miß Maria Mitchell, eine ausgezeichnete Astronomin, die das Directorat des Observatoriums am Vassar-College inne hat.

Das Blatt „Picayune“ in New-Orleans feierte leghin den fünfzigsten Geburtstag seiner Eigenthümerin und Chef-Redacteurin, Mißreß Eliza Nicholson. In erster Ehe mit dem Begründer des Blattes, Colonel Holbrook, verheirathet, übernahm sie nach dessen Tode selbst die Leitung der Zeitschrift, — ein schier aussichtsloses Beginnen, denn auf letzterer lastete eine Schuldenlast von achtzigtausend Dollars. Allein der energischen Dame gelang es, dem Blatte einen neuen Aufschwung zu geben, die Schulden zu tilgen und erstere zu einer reichen Einnahmequelle zu gestalten. Erwähnt sei bei der Gelegenheit, daß es in New-Orleans nicht ein einziges großes Journal giebt, das nicht einige Damen in seinem redactionellen Generalstabe zählte.

Im Staate Iowa giebt es eine landwirthschaftliche Hochschule (Agricultural College), welche die Würde eines Master of Domestic Economy (Meister der Hauswirthschaft) verleiht. Kürzlich verlieh die Hochschule zwei Damen diesen Titel, der Mißreß Clara Hays und Miß Nellie Rawson. Es sind die ersten beiden Damen, denen diese Ehre zu Theil geworden.

Die Mode.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Ein kostbarer, doch ungemein grazioser Haarschmuck sind große, aus Federn hergestellte Libellen und Schmetterlinge, deren mit feinsten natürlicher Zeichnung versehene Flügeldecken ein sammetartiger Staub überzieht. Leib und Fühler sind von Brillanten gebildet.

Unter den vielen reizenden Hüten verdienen die beiden dargestellten besondere Beachtung. Der eine, ganz aus doppeltem Krepp über Draht gefertigt, ist von seiner Strohspeise begrenzt und zeigt als Garnitur eines der dattigen Taschentücher aus Gaze, über die wir bereits früher berichteten. Der andere Hut, aus seinem italienischen Stroh, ist mit gemustertem Tüll bedeckt, durch dessen Pässe farbige Bänder geleitet wurden. (Zeugsammler: V. Leuchtmann, W. Leipziger Str. 83.)



Oft schon machten wir auf die Bedeutbarkeit der kleinen Schmuckadel aufmerksam. Diefelbe ist mit der Zeit so winzig geworden, daß sie oft schwer zu entdecken ist. Dafür legt aber auch der Juwelier alle mögliche Hinesse auf die künstlerische Verzierung einer solchen Miniatur-Nadel. Kleine Steinchen, als Nöhren- oder Thierköpfe geschnitten, Schwalben, Halbmonde aus Brillanten-Staub, Halbmasken in Gold, Akeblüthen in echten Perlen, Libellen, Moßliebchen, Herzen aus weißer Emaille ergeben die zierlichsten Nadelköpfe. Eine Neuheit sind ferner kleine goldene, sogenannte englische Patent-Nadeln, mit gleichen Verzierungen geschmückt, oder nur eine ganz feine Spange mit aufgereihten Perlen oder Brillanten. (Zeugsammler: S. Werner, W. Friedrichstr. 174.)

Eine eigenthümliche, den niedrigen Hutkopf nur wenig überragende Garnitur, welche an die bekannten Halmohren erinnert, wird aus Band, Tüll, Spitzen oder ausgezacktem Seidenstoffe gefertigt. Vorwiegend sieht man dieselben auf den oft winzig kleinen Capote-Hüten oder durchsichtigen, gekräuselten Tüll mit gleichem Rüschenrande, sowie auf den für junge Mädchen so beliebigen englischen Toques und den, den Herrenhüten gleichenden runden Strohhüten.



Für die klimatischen Kurorte und Badebäder werden Gesellschafts- und Réunion-Toiletten aus 20 Cent. breiter, schwarzer Chantilly-Spize oder Streifen aus Pompadour-Balst mit schwarzem Fond und 10 Cent. breitem Sammet- oder Noire-Band zusammengestellt. Sind diese Toiletten schwarz unterfüttert, so erhalten sie ein Tadelier aus schwarzem „Perlenregen“. Eine solche, für die Fürstin Montenuovo bestimmte Toilette war mit weißem Foulard gefüttert und hatte als Devant ein Schleifen-Arrangement aus weißer Cluny-Spize, dazu eine glatte, hohe Taille aus weißem Foulard, mit Spitzen überzogen.

Bei den einfachen Grundformen der Bade-Anzüge ist es schwer, stets Neues und Klebfames zu finden, das mit der Originalität auch die Einfachheit verbindet, wie dies bei dem Bade-Anzuge für junge Damen der Fall ist. Rücken- und ein Vordertheil des Mittels bestehen aus gestreiftem, das Uebrige aus glattem Flanell, den Schluß vermitteln Knöpfe. Ein großer Jotohama-Strohhut schützt vor den Strahlen der Sonne.



Nicht minder originell ist das Fischer-Kostüm für junge Mädchen, welche es lieben, am Strande Rutscheln oder Krabben zu suchen. Graues Leinen, mit rother Wolle geflickt, ergibt ein Gewand, das so wohl dem Wasser wie der Sonne Widerstand leistet. Das harmonisierende Capote-Hütchen kann durch einen breitrandigen Strohhut ersetzt werden. Das dritte, beiden Zwecken dienende Kostüm ist aus weißem Voile hergestellt, durch welchen rothes, leichtes Flanell-Futter hindurchscheint. (Zeugsammler: S. Hruel, vormals Fuchs, Berlin, Am Rathhaus 26.)

Besonderer Günst unter den vielen reizenden Garnituren für Strohhüte erfreuen sich die malerischen Büsche aus kühn geschwungenen Hahnenfedern, welche oft den einzigen Schmuck eines Hutes bilden, dessen Form an die Hüte der italienischen Verfallieri erinnert. In allen Farben, wie Rosa, Grau, Dunkelblau vorrätig, kleiden diese Federn jedoch immer am schönsten in der wie Atlas glänzenden, dunkelgrünen natürlichen Färbung.

Eine von zärtlichen Tanten gewiß mit Enthusiasmus aufgenommene Idee ist die, für die jüngsten Lieblinge der Familie Batisthemdchen als Photographir-Toilette anzufertigen. Diese Hemdchen werden am Vordertheile zierlich eingereicht, um Halsanschnitt und Armelrand mit farbig durchgezogenen Spitzen besetzt und auf den Schultern nur durch Schleifen geschlossen, sodaß man beim Photographiren beliebig ein oder beide Arme entblößen kann. (Zeugsammler: Bado-Bazar, W. Unter den Linden 18.)



Für den Strand bereitet man Phantastische-Schuhe aller Art vor, aus Leinen, waffelförmig gewirktem Seidenstoffe und Leder jeder Farbe, worunter das hellblaue und gelbliche Leder wohl den Vorzug erhalten dürfte. Als höchst apart gilt es, Halbschuhe aus Strokkobil-Leder zu tragen, welchem man große Dauerhaftigkeit nachrühmt.

Mit wenig Worten ein klares Bild von den neuen Sommerstoffen zu geben, ist ganz unmöglich, denn die Zahl ihrer Muster ist Legion, und ihre frischen Farben erscheinen in allen denkbaren Tönen. Charakteristisch für die sogenannten Waschstoffe aber ist es, daß sie Muster und Gewebe-Art der wollenen und seidenen Stoffe nachahmen und deshalb auch, wie jene, Faille, Etamine u. s. w. benannt werden. Bei der vollendeten Herstellung läßt sich die Täuschung nur durch die Berührung, nicht durch das Auge feststellen.



Die gelblichen Batiste wirken besonders leicht und sommerlich durch die Verbindung von feinsten und durchbrochenen Streifen oder Carreaux, welche noch durch farbige Tupfen, Sterne, Ringe u. dergl. belebt erscheinen. Surah und Pongee in dunkleren Tönen, mit allerlei winzigen Musterchen bedruckt, sowie die carrirten Seiden-Nadras mit Changeant-Wirkung ergeben hübsche Toiletten für den Bade-Aufenthalt, während die practische Bastseide durch gleichfarbige oder bunte Musterung den Mode-Ansprüchen gerecht zu werden sucht. (Zeugsammler: S. A. Dese, W. Leipziger Str. 87.)

Zu den mancherlei Gegenständen, welche man bei längerem Aufenthalte an der See gern mit sich führt, gehören die Strandzelte und die großen Schirme, welche beide aber auch in Gärten



Verwendung finden können. Da Zelt und Schirm sich zusammenlegen lassen, sind sie auch für den Transport weniger un bequem, als die Strandkörbe aus Rohrgeflecht.

Nachdruck verboten.

Malerei auf Leder.

Schon mehrfach, zuletzt in der zweiten Mai-Nummer 1885, brachten wir Vorlagen für Malereien mit farbigen Tinten (schwarz, roth, blau, grün und gelb) auf naturfarbigem Schaaleder, die besonders zu Wand-Decorationen, Trübsenstiften, Stuhllehnen, Wandfüllungen u. dergl. geeignet sind. Diesen Malereien fügten wir zwei neue Modelle hinzu, von denen das eine einem alten, in Halle's „Aesthetik des Kunstgewerbes“ dargestellten Original nachgebildet, das andere einem Dedon-Motiv der Michaelskirche in Hildesheim entlehnt ist. Bekanntlich paßt man das Muster (zu beziehen durch Frau S. Eisen, Lüchowstraße 82) auf das Leder durch, und zwar am besten mittelst Graphit-Papier, da der Bleistift sich leichter, als der durch das fettige, farbige Copir-Papier bewirkte Contour entfernen läßt. Nachdem das Muster mit schwarzer Tinte und einer Stahlfeder nachgezogen worden, füllt man die

Musterfiguren mit den farbigen Tinten, von denen jede einen besonderen Pinsel erfordert. Für den Distelzweig und den Rand der zweiten Decke, sowie für den Grund der Heiligenbilder ist sogenannter Goldbläser-Lack angewendet, der aber sehr schnell



zäh wird und deshalb schwierig zu behandeln ist. Man gießt nur soviel von dieser Farbe in ein kleines Näpfchen, als man rasch vermalen kann. Der Goldbläser-Lack läßt sich zwar mittelst Spiritus verdünnen, verliert aber dadurch den schönen Metall-



glanz. Der Pinsel ist mit Spiritus auszuwaschen. Zu der Schrift, wie zu den hellsten Lichtern des Distelstrauches ist die bekannte Goldbronze in Pulverform verwendet, die mit Siccatis angerührt und mit dem Pinsel aufgetragen wird.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Frage.

Schnaken zu vertreiben. — Giebt es ein Mittel, sich der

Schnaken, die namentlich im Dandaufenthalte zur Sommerzeit so lästig werden, zu erwehren? F. Fr.

Antworten.

Auspolieren von Geigen. — Eine unansehnlich und glanzlos gewordene Geige kann man durch folgendes Mittel auspolieren: 1/2 Liter Weingeist, 16 Gr. Gummilack, 16 Gr. Sandarach werden in eine kleine Casserole gethan und auf gelindem Feuer so lange gerührt, bis die Harze sich vollständig auflösen. Nun legt man etwas von der Masse auf eine Rolle Tuchstahlband (der dickwellige Webe-Rantenstrich von Tuchfläden), bedeckt sie mit weicher, in kaltem Leinöl angefeuchteter Leinwand und reibt damit die Geige in kreisförmiger Richtung. Man darf indessen stets nur eine kleine Stelle reiben, und zwar muß dies so lange geschehen, bis die Poren des Holzes hinreichend mit der Masse getränkt sind. Zuletzt werden die ganzen Flächen mit Glätte und etwas Weingeist vollends blank polirt. Eine andere, in neuerer Zeit viel angewandte Art der Behandlung von Geigen besteht darin, daß man dieselben nur mit Bernstein-Lack überzieht, ein Mittel, von dem behauptet wird, daß es auf den Ton des Instrumentes vortheilhaften Einfluß habe. Uebrigens ist bei einer werthvollen Violine nur zu empfehlen, dieselbe einem Sachverständigen vorzulegen und dessen Rath einzuholen.

Krebschwänze einzumachen. — Die Krebsse werden mit Salz in kochendem Wasser abgelocht, die Schwänze aus den Schalen gebrochen, beputzt und in Gläser oder Steintöpfe gepackt. Dann löst man Wasser mit so vielem Salz auf, daß, wenn diese Lase erkalten ist, sich auf der Oberfläche eine Decke von kryallisirtem Salz bildet. Diese Lase gießt man kalt über die Krebschwänze, läßt das Ganze einige Tage stehen, gießt die Lase ab und ersetzt sie durch eine zweite Lase, die in derselben Weise bereitet worden. Mit Blase fest verbunden, werden die Gläser an einem kühlen, trockenen Orte aufbewahrt. Vor dem Gebrauche muß man die Krebschwänze mehrere Stunden in kaltem Wasser wässern und dies so lange erneuern, bis sie nicht mehr salzig sind.

Ein vorzügliches Bohnerwachs auf kaltem Wege erhält man, indem man ein Stückchen weißen Jungfernwachses mit Benzol übergießt. Das Wachs löst sich in wenigen Minuten gänzlich auf, und man erhält eine milchartige Flüssigkeit, welche, wie jedes andere Bohnerwachs, vermittelst eines Pinsels aufgetragen wird. Dieses Bohnerwachs hat den großen Vortheil, daß es auch in kleinster Portion angerührt werden kann, nie klebt und auch nie bröckelig wird. Die Böden werden ganz prachtvoll darnach.

Fußboden-Anstrich. Auf 3 1/2 Liter Leinöl nimmt man 100 Gr. Silberglätte und 130 Gr. Siccativ. Wenn das Öl im stärksten Sieden ist, wird die feingeriebene Silberglätte hineingeschüttet und der entstehende weiße Schaum verrührt. Hat man die stark lochende Masse vom Feuer genommen, so schüttet man langsam und vorsichtig das Siccativ hinzu, es tüchtig verrührend. Dieser Firniß muß heiß und dünnflüssig, wie Wasser, gestrichen werden. Nach einem zweiten Verfahren streicht man kaltes Leinöl recht gleichmäßig auf den Fußboden und trägt auf dasselbe nach 4-5 Stunden, wenn das Öl noch nicht ganz trocken ist, einen Schellack-Firniß auf, eine Prozedur, die je nach einer Stunde noch zweimal wiederholt werden muß. Aeltere Fußböden streicht man vor dem Auftragen des Lades und Firnisses mit weißer Leinfarbe, der etwas Ocker zugesetzt ist. Der Boden erhält dadurch einen gleichmäßig hellen Ton und hält sich sehr gut. Schellack-Firniß wird hergestellt durch Auflösen von Schellack in Weingeist; man rechnet auf 2 Liter Weingeist 1 1/2 Kilo Schellack. Der Firniß muß in festverkorkter Flasche bewahrt werden. Soll der mit Ockfarbe gestrichene Fußboden noch einen besonderen Glanz und größere Festigkeit erlangen, so überstreicht man ihn mit Fußboden-Glanzlack, den man bereitet, indem man einen Theil Schellack in sechs Theilen 80-90% Spiritus auflöst und der Lösung eine geringe Menge Kampfer zusetzt. — Die hellere oder dunklere Färbung des Bodens kann durch mehr oder minder großen Zusatz von Ocker erreicht werden.

Eine insectentödtende Freiland-Pflanze. Eine noch wenig bekannte, schön blühende, perennirende und im Freien vollständig ausdauernde Pflanze ist Apocynum androsaemifolium (Hunds-ohr, Fliegenfalle). Obwohl dieselbe zu den scharf giftigen Pflanzen gehört, so verdient sie doch ihrer merkwürdigen Eigen-

schaft wegen in jedem Garten cultivirt zu werden, denn sie ist im wahren Sinne des Wortes ein kleines Wunder der Natur. Die Pflanze hat platte, eirunde Blätter und trägt von Juli bis September in Dolben vereinigte, blaugroenrothe Blumen. Da die Blumen einen honigähnlichen Geruch verbreiten, werden sie von allerhand kleineren Insecten, hauptsächlich Fliegenarten, gern besucht, welche die im Grunde der Blumen befindlichen reizbaren Zähnchen so lange in den Blüthen festhalten, bis sie sich nicht mehr bewegen, resp. bis sie todt sind, — daher der Name Fliegenfalle. Die Pflanze gedeiht in jedem guten Gartenboden, besonders in halbschattiger Lage, und wuchert dabelbst oft so weit umher, daß sie bisweilen recht lästig werden kann. Die Vermehrung kann durch Samen, sowie auch durch Theilung des Wurzelstodes im Frühjahr oder Herbst erfolgen. Den Samen säet man im März in sandige Erde in Töpfe und verseht die erkrankten Pflanzen im Mai in's Freiland, wo sich im zweiten Jahre ihre schönen Blumen zahlreich entwickeln.

Ed. Urlandt.
Marzipan bereitet man von 1/2 Kilo süßen, 12 Stück bitteren Mandeln und 1/2 Kilo Zucker. Nachdem die Mandeln abgezogen wurden, stößt oder reibt man sie, unter Hinzufügung von einigen Tropfen Rosen- oder Orangenwasser, so fein als möglich, vermischt sie hierauf mit dem geriebenen, fein gesiebten Zucker und rührt die Masse auf ganz gelindem Feuer in einer Casserole so lange, bis man mit dem Finger darauf brüden kann, ohne daß sie an diesem haftet. Dann schüttet man den Marzipan auf den mit feinem Zucker bestreuten Tisch, wirt ihn zu einem länglichen Stück zusammen, wickelt dies in Papier und läßt es an einem kühlen Orte vollständig erkalten. Ist dies geschehen, so rollt man die Masse, auf abermals zuderbeputetem Tische, zum Gebrauche in beliebige Formen aus, zu Sternen, Kringeln, Breheln u., kneipt sie mit dem Kneip-Eisen bunt und giebt ihnen entweder mit einer glühenden Schaufel eine hellbraune Farbe oder läßt sie bei sehr gelinder Ofenhitze eben nur trocknen. Ebenso kann man den Marzipan in zwei federhilde Platten ausrollen, die eine derselben mit Quitten-, Aprikosen- oder Himbeer-Marmelade bestreichen, die zweite überdecken und den Kuchen in angegebener Weise baden. Der unter dem Namen „Königsberger Marzipan“ berühmte Teig besteht aus denselben Ingredienzien und unterscheidet sich nur durch eine reiche Decoration von den verschiedensten eingemachten Früchten und einen sehr starken Zuckerguß, der von feinstem Pudergucker, mit Hinzufügung von Rosen- oder Orangenwasser, angefertigt wird. Zu längerem Conserviren ist die erste Art, — Lübecker Marzipan, — mehr zu empfehlen, da der Zuckerguß leicht hart und trocken wird; nur ist ein Aufbewahren in einem gut verschlossenen Porzellan-Gefäße oder einem Blechkasten anzurathen, da der Marzipan sehr leicht einen Beigeichmack annimmt.

J. S. in Hannover. — Die kleinen Ebenille-Pelerinen erfreuen sich noch immer der Gunst der Damen. In verschiedensten Mustern von 4-18 R. finden Sie diese Pelerinen bei Rudolph Herbig, Berlin C, Breite Straße; Berber-Touren und Blumen ebenfalls.
E. S. in D. — Es dürfte für Sie am bequemsten sein, sich an die Firma Paul Hoffmann in Koblentz a. Rh. zu wenden. Diefelbe liefert in guter Qualität zu geringen Preisen englische Wollen, Sigogne, Baumwolle und Tricotagen.
J. E. in Mainz. — Wir haben nichts Näheres erfahren können.

Zu dieser Nummer gehört für die Abonnenten der Großen Ausgabe ein Supplement mit folgendem Inhalt: Illustrationen: Aus den Festen zu Venedig. Von A. A. West. Die Sendboten des Mahdi vor dem Khedive von Aegypten. Von D. Mosconas. Im Vorhafen von Haere de Grace. Von A. Lepore. Elektrisches Licht als Schutz der Kriegsschiffe gegen den Angriff eines Corpedo-Votes. — Text: Zeitgeschichtliche Rundschau.

Die illustrierte Zeit erscheint jeden Sonntag in 1 bis 2 Doppelbogen nebst jährlich 24 Roden-Kummern, 12 Schnittmuster-Beilagen und 12 farbigen Rodenbildern; vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 R. 50 Pf.
Die Hest-Ausgabe erscheint alle vierzehn Tage; das Hest (24 bis 26 jährlich) kostet 50 Pf.
Die große Ausgabe mit Supplement und allen Kupfern (jährlich 52 illustrierte Beilagen, 36 farbige Rodenbilder und 12 Kostümbilder) kostet vierteljährlich 4 R. 25 Pf. — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme der Hest-Ausgabe auch alle Postanstalten.

Schwarze Seidenstoffe

ca. 150 verschiedene Qualitäten — direct an Private — ohne Zwischenhändler:

- Schwarzseidene Marcellines und Taffete (ganz Seide)**
Mk. 1.45-1.75-1.95-2.50-3.05-3.50 3.85-4.65-5.45 per mètro.
- Schwarzseidene Ripse (ganz Seide)**
Mk. 3.45-4.10-4.90-5.50-6.10 per mètro
- Schwarzseidene Ripse (Cachemires) (ganz Seide)**
Mk. 6.05-6.70-7.10-7.70-8.50-9.45-10.80-11.55 per mètro.
- Schwarze Satins de Lyon (ganz Seide)**
Mk. 3.55-4.65-5.45-6.25-6.90-7.70-8.50-9.35-10.25 per mètro.
- Schwarze Satins Luxor (ohne Rückseite) (ganz Seide)**
Mk. 4.30-5.30-6.10-6.90-7.85-8.60-9.45-10.25-11.00-13.20 per mètro.
- Schwarzseidene „Faille Française“ (ganz Seide)**
Mk. 3.45-3.55-4.35-4.65-5.45-6.25-7.05-7.70-8.65-10.25-11.00 per mètro.
- Schwarzseidene Surahs (ganz Seide)**
Mk. 3.55-4.50-5.30-6.10-6.90-8.20-9.30 per mètro.
- Schwarze halbseidene Atlasse**
Mk. 1.25-1.95-2.55-2.95-3.50-3.90-4.50-5.15-5.95 per mètro.
- Velours-Rayé, Plüsch-Rayé, Peckin etc. etc.**
Mk. 3.30-3.80-4.35-6.80-8.65-10.80-14.50 per mètro.

- Schwarze Satins merveilleux (ganz Seide)**
Mk. 1.90-2.65-3.70-4.70-5.30-6.10-6.75-7.70-8.50-9.80 per mètro.
- Schwarze Satins Duchesse (ganz Seide)**
Mk. 3.35-3.90-4.65-5.90-6.75-7.70-8.50-9.45-10.90-12.40 per mètro.
- Schwarze Rhadamés (ganz Seide)**
Mk. 2.65-3.45-4.35-5.10-5.90 6.40-7.25 per mètro.
- Schwarze Moire Française (ganz Seide)**
Mk. 6.25-7.05-7.85-8.65-10.25 per mètro.
- Schwarze Moirée antique (ganz Seide)**
Mk. 6.80-7.90-8.65-10. — per mètro.
- Schwarze Damaste (ganz Seide)**
Mk. 2.75-3.50-4.65-5.15-6.30-6.80-8.40-10.25 per mètro.
- Schwarze Sicillienne 130 cm. breit**
Mk. 12.40-15.60-18.00-23.60-28.10-31.60 per mètro.
- Henneberg's „Monopol-Seide“ (ganz Seide)**
Mk. 4.90-9.00-6.80-7.70-8.65-10.25 per mètro.

nur direct und nur echt, wenn auf jedem mètro eingedruckt ist: **G. HENNEBERG'S „MONOPOL“**

porto- und zollfrei in's Haus geliefert ohne irgend welche Nachzahlung nach Deutschland und Oesterreich-Ungarn. — Muster umgehend. Briefe nach der Schweiz kosten 20 Pf. Porto.

G. Henneberg's Seidenstoff-Fabrik-Dépôt in Zürich (Schweiz).

Eigene Speditionshäuser für Deutschland: in Lindau, — für Oesterreich-Ungarn: in Bregenz.